

**Monatshefte**  
**FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,**  
**DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR**

Official Organ of the German Section of the Modern Language  
Association of the Central West and South

---

Volume XLV

March, 1953

Number 3

---

**HUNDERT JAHRE TIECKFORSCHUNG**

MARIANNE THALMANN  
*Wellesley College*

Vor 100 Jahren, am 1. Mai 1853, ist Ludwig Tieck am Friedhof der Dreifaltigkeitskirche in Berlin neben seinem Jugendfreund Schleiermacher bestattet worden. An seinem Grabe standen A. v. Humboldt, Schelling, Frd. von Raumer, der Bildhauer Rauch und J. v. Eichendorff. Für die liberale Jugend von 1848 war es kein Ereignis mehr und das fortschrittliche 19. Jahrhundert hat sich seinetwegen auch in keine Denkmalskosten gestürzt. Es ist bei einem einfachen Stein geblieben, mit der Aufschrift: L. Tieck geb. 31. Mai 1773, gest. 28. April 1853.

Wesentlich bescheidenere Poeten stehen und sitzen in Parkanlagen und auf Stadtplätzen. Aber Tieck eignete sich auch schlecht zum Gegenstand der Denkmalsverehrung, so wie keines seiner Bücher richtig auf den Geburtstagstisch der Jugend paßt. Er war nicht der Darsteller heroischer Menschen und auch nicht Darsteller der vorbildlichen Momente des Herzens. Selbst ein Hörender und Zuhörender wird er der Schöpfer des hörenden Menschen, was wir in der Jugend nicht sind. Er hört das Unterirdische des Tages, das Stöhnen des Gewöhnlichen und das Stakkato der menschlichen Vorgänge. Und gerade darum ist auch keine rufende Stimme ungehört an ihm vorbei gegangen. Geheimrat J. W. Loebell in Bonn, den R. Köpke um einen Beitrag zur Tieckbiographie gebeten hatte, faßt das Wesentliche unmittelbar so zusammen: „Nie habe ich einen Menschen gekannt, der die Gabe des Hörens besessen hätte, wie er. . . . Tieck war eine durchaus dialogische Natur und hätte gern in Jedem, dem er seine Teilnahme zuwandte und von dem er etwas erwartete, eine solche wachgerufen.“<sup>1</sup> H. Steffens wiederholt dasselbe in einem ganz einfachen Satz: „Was Du mir, wie so vielen, damals wardst, das weißt Du.“<sup>2</sup> Dieses Gefühl der Jüngerschaft kehrt in vielen Briefen wieder. Noch der letzte des Dänen Chr. Molbech, der Tieck kaum mehr erreicht hat, schließt mit den Worten: „. . . womit

<sup>1</sup> R. Köpke, *L. Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters* (Leipzig, 1855), II, 252.

<sup>2</sup> K. v. Holtei, *Briefe an Tieck* (Breslau, 1864), IV, 65 (Kopenhagen, 9. April 1853).

Sie, verehrtester Herr Hofrat, nie aufhören werden in meiner Seele zu leben.“<sup>3</sup> An Tieck sind auch alle vorübergegangen, die für die Zeit 1790–1840 sinnbildlich waren: die Generation Goethes, die Besten seiner eigenen und die Nachkommenden. Da sind die reizvollen Briefe des jungen Hans Chr. Andersen, die bewundernden Briefe von J. L. Heiberg, W. Menzel, J. G. G. Büsching, K. v. Holtei, B. v. Beskow, Ed. Mörike, die freundschaftlich vertieften von Schlegel, Solger, Immermann, Steffens, Devrient, Malsburg und die vielen sehnsgütigen Briefe von jungen Menschen, wie Chr. D. Grabbe, W. Hauff, G. Schwab, Frd. Hebbel, G. Freytag, die „den Musen befreundet“ und von Verlegern und Theaterdirektoren noch gemieden, die Bestätigung ihrer Existenz von ihm erwarteten. Die Persönlichkeit Tiecks war so anziehend, daß der bayrische Minister, Ed. v. Schenk, das Angebot einer Professur in München nur so faßte: „Vielmehr lebt der König der Überzeugung, daß ein Mann wie Tieck durch seine Persönlichkeit, durch seine freiesten Vorträge und Gespräche, selbst durch die Würde und Anmut seines geselligen Umgangs mehr wirken und anregen könne, als andre durch die ausführlichsten und ausholendsten Vorträge.“<sup>4</sup> Diese geistige Ausstrahlung, deren er fähig war, „la grâce tieckienne,“ deren Wert der Franzose R. Minder bewiesen hat, gehört aber auch in eine Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Der Mann, den A. W. Schlegel in Jena als „Dichter ohne Gleichen“ angesprochen hatte und den Frd. Hebbel in seinem Nachruf noch den „König der Romantik“ nennt, ist der Grimm- und Grillparzergeneration, die sich in der Nachfolge Goethes gefiel, innerlich schon fremd geblieben. Sie war nicht mehr willens, die exaltierte Temperatur und das Widerspiel von Fülle und Leere, Bindung und Freiheit der Zeitgenossen Napoleons zu teilen. Schon Eichendorff hat Tiecks vertrauliche Äußerungen über das Irritable seiner Natur und über die hohe Schwingungszahl seiner Stimmungen, was für Solger von den größten Eigenschaften des Dichters untrennbar war, mit moralisierenden Augen gelesen. Da wog eben die Frage schwer, die sich Grillparzer gestellt hatte: „Ich weiß nicht, ob Wahr und Falsch für ihn Gegensätze sind, oder Gut und Böse.“<sup>5</sup> Das 19. Jahrhundert vermochte bei zunehmender Mechanisierung das Spielende nicht mehr zu ertragen, „die Umkehr der Sache,“ wie Tieck es nennt, „daß das Schlechte gut und das Gute schlecht genannt wird, wie Swift und andere, selbst Rabener sie oft gebraucht haben.“<sup>6</sup> Briefe zeigen aber, daß seine Prosa oft neben die Goethes gestellt worden ist und gelegentlich auch über sie.<sup>7</sup> Th. Carlyle, Henry Crabb Robinson, Amédée

<sup>3</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters of L. Tieck* (New York, 1937), 580.

<sup>4</sup> K. v. Holtei, *Briefe*, III, 217.

<sup>5</sup> F. Grillparzer (Wiener krit. Ausgabe), II, 8, 123.

<sup>6</sup> Vorbericht zu Tiecks Schriften (Berlin, 1828), VL, VII, S. XXVII.

<sup>7</sup> Solgers nachgelassene Schriften, hg. L. Tieck (Leipzig, 1826), I, 423: „Auf Ihnen ruht das Heil der deutschen Kunst, Sie sind der Einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht.“ — Holtei, *Briefe*, II, 18: J. v. Hormayr bezeichnet Tieck als „edelste Zierde des deutschen Gesamtvater-

Prevost, George Ticknor betrachteten ihn als den natürlichen Erben Goethes. Ob berechtigt oder unberechtigt, es bedeutete Rang.

Für kaum eine andre Periode des deutschen Lebens hat die Forschung eine solche Hypertrophie der Termini entwickelt, wie für die Romantik. Die Einheit des geistigen Lebens und der Standort der Persönlichkeiten in diesem Zeitraum schien schwer zu bestimmen. Man hat über- und unterwertet, man hat von Höhe und Verfall (R. Huch) gesprochen, von Aufgipfelung des Individualismus, von der Verknüpfung des Neuplatonischen mit dem Germanischen (O. Walzel), von einer Ausweitung des klassischen Horizonts über seine klassische Grenze hinaus (H. A. Korff), von einer irrationalen deutschen Bewegung (H. Nohl) und dergleichen mehr. Aber schon W. Dilthey hat in seinem Novalisaufsatze den Haymschen Begriff der Romantik mehr gemieden als gesucht, weil er in dieser eher willkürlichen Periodenbezeichnung einen Maßstab sah, an dem man nur zu leicht falsch bemessen wird. Es ist ja eine offene Frage geblieben, wie weit unsere schulmäßigen Epochenbezeichnungen nicht vielfach überaltert sind und ob Vermessungen der geistigen Welt nicht nach andren Zielpunkten gerichtet sein müßten, um das Material für die Forschung neuerdings in Fluß zu bringen.

Innerhalb der Zeitgemeinschaft war die Gruppierung der Persönlichkeiten eine erste Notwendigkeit. Besonders Frd. Gundolf,<sup>8</sup> der das Aufzeigen überindividueller Einheiten immer abgelehnt hat, ist verantwortlich dafür, daß es im Rahmen der Romantik mehr oder minder bei Inselpersönlichkeiten geblieben ist. Man hat in den Schlegeln das Intellektuelle gekrönt, man hat Novalis mit einem Heiligenschein versehn, man hat Wackenroder zum Evangelisten der guten, alten Zeit gemacht und neuerdings wird in der ostdeutschen Forschung E. T. A. Hoffmann der eine respektable Realist unter dekadenten Hinterwäldlern. Und wo steckt Tieck? — Die Forschung hat Tieck aus der führenden Stellung gerückt, die er in seiner Zeit einnahm. Die kritische Haltung ist zunehmend ausfälliger geworden, weil er dem Cliché, das sich aus den Erschließungsversuchen der Romantik ergab, in nichts zu entsprechen schien. Sein mehrdeutiges Gesicht führte zu Verzeichnungen. Die Forschung, die auf ein eindeutiges, benennbares Gesicht ausging, hat aus landes und der europäischen Dichterwelt.“ — Ibid., I, 341, J. L. Heiberg: „Sie sind der Einzige, der in jetziger Zeit für die Sache der wahren Kunst gegen Übertreibungen, Mißverständnisse und Torheiten aller Art kräftig redet.“ — Ibid., I, 43, B. v. Beskow: „ . . . einen innerlich und äußerlich so reichen, und durch seine Eigentümlichkeiten ehrfurchtgebietenden Dichter, wie Tieck, betrachte ich nämlich gerne wie ein Straßburger Münster. Wer möchte hier einzelne, abgebrochene Zieraten und Figuren bewundern?“ — Ibid., I, 44: „Es mag immer bloß ein eigentümliches Gefühl sein, Schmeichelei ist es wenigstens nicht, wenn ich freimütig bekenne, daß mir Ihr Dichtergenius sogar mehr ‚of a piece‘ scheint, wie Goethes, dem übrigens niemand eine vielseitigere Bewunderung zollt als ich.“ — Ibid., I, 35, Graf Baudissin: „Keine Prosa spricht mich so an, reißt mich so mit fort, wie die Ihrige. Denn während mir Goethes Prosa incorrect [?] und eckig vorkommt, Schillers hochtrabend und die mehrsten Schriftsteller matt, fühle ich mich bei der Ihrigen von Empfindungen durchglüht, die ich nicht beschreiben kann.“

<sup>8</sup> Frd. Gundolf, *Romantiker*, N. F. (Berlin, 1931).

seinem vielgesichtigen Menschentum die Berechtigung zu Verdacht auf Anleihe und Unredlichkeit gezogen, und hat L. Tieck die Rolle zugeteilt, Mittler, Abschreiber und Blender zu sein, ein Reinecke Fuchs im Bereich der romantischen Fabel. Man könnte den Rezessenten der Jenaer Literaturzeitung, der hinter dem William Lovell unter allen Umständen ein englisches Original riechen wollte und daher auch Übersetzungsfehler fand, als den Ahnherrn alles moralischen Mißtrauens bezeichnen.<sup>9</sup> R. Haym hat Tieck als Romantiker von mißlungenem Format erledigt. Er hat von „der Krankheit der Seele“ gesprochen, die ihm den dichterischen Stoff aufnötigt, und von dem Fehlen des „Gewissensreflexes,“ was sich bis in das Gundolfsche Sätzchen von der „verlogenen Mimik“ erhalten hat.<sup>10</sup> Belastender Weise hat H. A. Korff Tiecks Dichtung am Maßstab der humanistischen Klassik gemessen und ihr das „Verantwortliche“ und mithin auch das „Ernsthafte“ abgesprochen.<sup>11</sup> Solche Äußerungen aus den führenden Romantikdarstellungen haben eine gewisse Inzucht der Meinungen ergeben und eine Kritik, die sich nur zu leicht in Schlagwörtern verfilzt. Moralische Bedenken mehr noch als literarische Einsichten haben von allem Anfang an am Tieckbild mitgebaut. Gruppeneinteilungen der Märchenpoesie in 6 Kategorien (Gundolf), in 5 (Zeydel), in 3 (Korff) haben nicht wesentlich weitergeführt. Quellenstudien zu den Werken des jungen Tieck, die nach dem Woher des Stoffes und wenig nach dem Wohin des Weges fragten, die ihn in Fußnoten eingefangen und in Vorlagen verankert haben, ließen sein Bild unterbelichtet und sind selten zum Wesenhaften der Neu- und Umgestaltung vorgedrungen. Es ist etwas dafür zu sagen, sich in der Kritik auf das Kunstwerk selbst zu beschränken. Aber auch das ist nicht geschehen. Damit ist aber das Zeitlos-Gültige des Werks im Zeitlich-Gebundenen untergegangen. Selbstredend ist nichts gegen die Abfertigung von Namen zu sagen, aber literarische Abfertigungen müssen wiederholt werden, wollen wir nicht mit dem stabilen Marktwert des „Bienenkorbs“ der Kopenhagener Porzellanmanufaktur in unlauteren Wettbewerb treten. Von Zeit zu Zeit muß auch menschlichen Perspektiven der Vorrang über rein dialektische erlaubt sein.

Dazu kommt noch ein Anderes. Die Romantikforschung rechnet mit kurzlebigen Menschen und aphoristischen Welten von großer Dichte. Tieck war aber ein langlebiger Mensch, dem volle 80 Jahre gegeben waren. Die ersten 40 fallen unter das Himmelszeichen der Romantik. Die andren 40 haben in das Jünglingsgesicht die Zeichen der Männlichkeit geschrieben. Die Dreiteilung Gundolfs, die der Romantik die Lebensmitte zuweist, flankiert von zwei Perioden anrüchiger Vielschreiberei, ist ein flüssiges aber auch flüchtiges Schema, das Tieck unter dem Schlag-

<sup>9</sup> Vorbericht zur 2. Lieferung, *L. T. Schriften* (Berlin, 1928), Bd. VI, VII, S. XVII.

<sup>10</sup> R. Haym, *Die romantische Schule* (Berlin, 1870), zitiert nach der 3. Auflage (1914), 31, 92.

<sup>11</sup> H. A. Korff, *Geist der Goethezeit* (Leipzig, 1949), III, 478, 580.

wort Romantik endgültig erschöpfen will und das Vor- und Nachher zu Plattheit und Substanzverlust verurteilt. Selbst E. H. Zeydel<sup>12</sup> hat sich in seinem sachlich informativen Tieckbuch diesem Einfluß nicht entziehen können und ist „in agreement with practically all the strictures of previous critics levelled against Tieck's character and literary output.“<sup>13</sup> Tieck ist nicht als geistige Einheit erfaßt worden, sondern immer romantischer Torso geblieben und als solcher in fast alle Literaturgeschichten eingegangen. Es ist eine aufschlußreiche, wenn auch gedankenlose Gewohnheit geworden, die Novellen Tiecks, die ihn kritisch und sozial zu seinesgleichen geführt haben, zu ignorieren. Nur zwei Einzelstudien haben die Frage einer Gesamtschau angeschnitten. H. Gumbel<sup>14</sup> hat sich für das Ehrliche und Organische der Tieckschen Entwicklung eingesetzt und R. Minder<sup>15</sup> erreicht die Übersichtlichkeit der Lebenskurve durch psychoanalytische Verallgemeinerungen, die allerdings den Zeitwert der Dichtungen beiseite lassen. Nur F. Schultz hat in seiner Epochendarstellung<sup>16</sup> die Anregungen Gumbels aufgegriffen und hat von geistesgeschichtlicher Seite her Einheit und Folgerichtigkeit von Person und Werk erwogen. Diese Umstände haben es mit sich gebracht, daß wir auch keine kritische Ausgabe besitzen, daß unveröffentlichtes Material liegen geblieben und inzwischen unzugänglich geworden ist, denn der vermeintlich faule Tieck war einer der fleißigsten und vielseitigsten Schriftsteller. Es ging ihm fast wie dem Mann in der Bibel, der von Jerusalem nach Jericho ging, unter die Räuber fiel und halbtot liegen blieb.

Der kürzlich verstorbene J. Körner, der in den *Marginalien*,<sup>17</sup> seinen Kommentaren zur Romantikforschung, wiederholt auf die unzureichende Anlage unsres Tieckbildes hingewiesen hat, hebt vor allem das Fehlen menschlicher Einwertung und der daraus entstehenden Mißgriffe hervor. Tieck war ein saumseliger Briefschreiber und dazu kein Bekenner. Der persönlich aufschlußreichste Teil seiner hinterlassenen Papiere ist von seiner Tochter Agnes aus Gründen konventioneller Ehrbarkeit vernichtet worden. Damit fehlt unserem Verhältnis zu seiner Persönlichkeitsbildung das warme Licht, das alle Gestalten des Jenenser und Heidelberger Kreises tönt. Und von diesem Standpunkt aus ist es ein Verdienst Körners, daß er die falsche Interpretation des Almabriefes und der Almagedichte richtig gestellt und dadurch neue Erlebniswerte

<sup>12</sup> E. H. Zeydel, *L. Tieck, The German Romanticist* (Princeton, 1935).

<sup>13</sup> JEGP, XXXVII, 1, 101.

<sup>14</sup> H. Gumbel, „L. Tiecks dichterischer Weg,“ *Romantikforschung* (Halle, 1929).

<sup>15</sup> R. Minder, *Un poète allemand: L. Tieck* (Paris, 1936).

<sup>16</sup> F. Schultz, *Klassik und Romantik*, II. Teil (Stuttgart, 1952<sup>2</sup>), 409. Die Verfasserin hat in ihrer Dissertation (*Die Dämonie in L. Tiecks Schriften*, Weimar, 1919) den sehr bescheidenen Versuch unternommen, am Verhältnis zum Dämonischen eine durchgehende Einheit aufzudecken und verfolgt in einer 1954 zur Publikation bestimmten Arbeit im Romantiker Tieck die Voraussetzungen für den Novellen-Tieck. Die Novellen sind einer speziellen Bearbeitung vorbehalten.

<sup>17</sup> J. Körner, *Marginalien* (Frankfurt a. M., 1950), 66.

aufgedeckt hat.<sup>18</sup> Er hat nachgewiesen, daß der Almabrief<sup>19</sup> weder an Amalie Tieck gerichtet, noch ein ausgeklügeltes Fragment eines geplanten Liebesromanes ist, den Tieck zu zitieren pflegte, wenn Fragen über die Almagedichte zudringlich wurden. Der Brief ist von Sandow aus geschrieben, wo sich Tieck auf der Rückreise von Italien aufhielt, und ist vom 6. November 1806 datiert. Er trägt den Randvermerk „86, erhalten den 8. November 06.“ J. Körner hat daraus die Schlußfolgerung gezogen, daß von einer stattlichen Anzahl von Briefen, die nach dem Tode der Gräfin von Finkenstein vernichtet wurden, dieser eine auf uns gekommen ist, der das Unvorsichtige und Unedierte des Erlebten an sich hat. Und folgerichtig müßten die Almagedichte, die in der Ziebingerzeit entstanden sind und erst 1821-23 in den gesammelten Gedichten veröffentlicht wurden, derselben Erlebnisschicht angehören. Tieck hat diese Gedichte lange zurückgehalten. Er hat sie A. W. Schlegel zum Lesen, aber nicht zum Drucken gegeben. „Sie sind so ein Erguß innerer Erscheinungen,“ schreibt er an ihn, „mir in manchen Stunden selbst so unverständlich und in anderen so lehrreich und erquickend, daß ich wohl nicht mit Unrecht die kalte Luft des Druckes und Mißhandlung des Publikums fürchte.“<sup>20</sup> „Die farblosen Almagedichte,“ wie P. Kluckhohn<sup>21</sup> sie nennt, sind von den Zeitgenossen anders eingewertet worden. Der Göttingen Philologe, Ottfried Müller, beispielsweise, ist von „den tiefen und langen Tönen“<sup>22</sup> mehr ergriffen, als von allen anderen Gedichten, nicht zu reden von Ernst v. Malsburg,<sup>23</sup> der mit dem ihm eigenen feinen Ohr für die Qualität des Worts das Sehnsüchtige und Erlebte herausgehört hat. J. Körner hat diese Almadokumente glaubhaft mit Henriette v. Finkenstein verbunden. Der Wert dieser biographischen Fixierung liegt darin, daß Erlebniswurzeln aufgedeckt sind, die ein lebendiges Wachstum über die romantische Periode hinaus beweisen, ohne daß man mit R. Minder zu psychoanalytischen Grundsätzen greifen müßte, um Tiecks Leben und Werk in seinem vollen Umfang zu fassen.

Die Umschau zeigt, daß der Name dieser Frau in den Briefen von Tieck und an Tieck nur an respektvollster Stelle auftaucht. Auf eine Anfrage des dänischen Kritikers Chr. Molbach gibt Tieck die eine, für alle Öffentlichkeit gültige Antwort: „Die Dame, nach welcher Sie in Ihrem Briefe fragen, kränkt auch viel; sie ist eine Freundin, mit welcher wir schon seit mehr als 20 Jahren bekannt sind; sie ist eine Gräfin Finkenstein aus der Mark, nach dem Tode ihres Vaters und da sie unverheiratet ist, hat sie sich entschlossen, zugleich mit uns nach Dresden

<sup>18</sup> J. Körner, „Das Geheimnis um Tieck,“ *Der kleine Bund* (Bern, 1938), Jg. XIX, No. 44.

<sup>19</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 379.

<sup>20</sup> H. Lüdeke, *Tieck und die Brüder Schlegel* (Frankfurt a. M., 1930), 150.

<sup>21</sup> P. Kluckhohn, *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik* (Halle, 1922), 504.

<sup>22</sup> K. v. Holtei, *Briefe*, III, 37.

<sup>23</sup> Ibid., II, 305.

zu gehn.“<sup>24</sup> Auch die jüngste Forschung hat nicht sehr viel mehr auszusagen. Sie war die älteste Tochter des Grafen Fink von Finkenstein, der sich aus dem preußischen Staatsdienst zurückgezogen hatte, sich ganz der Landwirtschaft und der Literatur widmete und Tiecks eifriger Mäzen war. Sie war 1774 geboren und ist 1847 fast blind und ziemlich mittellos gestorben. Tieck ist ihr durch Vermittlung seines Freundes W. v. Burgsdorff, dessen Kusine sie war, 1803 näher getreten und ist ihr bis ans Lebensende verbunden geblieben.

Wer diese Tatsachen auf sich wirken lassen will, und zwar nicht als Sensationen, sondern als Aufhellung weiterer Sicht, wird manches abfällige Urteil über die scheinbar passiven Jahre 1810-1820 umdenken müssen. H. Gumbel nennt diese Zeitspanne „die große schöpferische Pause,“ welche die zwei Lebenshälften zu „einem neuen, eigentümlicheren, einheitlicheren und dauerhafteren Ganzen“ zusammenfügt. Aber auch Gumbel fühlt die Lücke im Beweisverfahren. „Was er eigentlich erlebt hat, daß er plötzlich glaubte und vertraute, das belegt die Biographie kaum genügend.“<sup>25</sup> Darauf scheint das Henrettenerlebnis die Antwort zu sein. Von hier aus betrachtet, bleibt es fraglich, ob wir den berühmten Bekennnisbrief Tiecks an Frd. Schlegel<sup>26</sup> als Verzweiflungsbrief eines bankroten Romantikers einschätzen dürfen, wie es auch J. Körner in seinen *Marginalien* noch tut. Die ungewöhnliche Länge und das Aufgelockerte in der Auseinandersetzung mit Gestern und Heute, mag zum Teil schon dem inneren Umbruch verpflichtet sein, der um diese Zeit eingetreten war. Eine Stelle aus der Novelle *Die Sommerreise* beleuchtet rückblickend die Situation. Ferdinand erzählt seinen Reisegefährten vom Leben in Ziebingen und von dem „reinsten, vollsten und höchsten Sopran“ der ältesten Tochter des Grafen. „Wäre sie nicht als Gräfin geboren, so würde sie den Namen auch der berühmtesten Sängerinnen verdunkeln. Hört man diese Henriette die großen leidenschaftlichen Arien unseres musikalischen Sophokles, des einzigen Gluck, vortragen, so hat man das Höchste erlebt und genossen.“<sup>27</sup> Von da an glaubt Tieck die Musik zu lieben, aber er liebte im Grunde nur seine Liebe zu Henriette und nannte sie Musik. Tiecks Italienreise ließ zum Verdruß der Biographen Amalie allein, sie legte aber auch Raum und Zeit zwischen ihn und Henriette und Familienschwierigkeiten. Und als die alte Gräfin, die kaum die bürgerlichen Neigungen ihrer Tochter billigte, gestorben war, war es nur selbstverständlich, daß Burgsdorff an Henriette schrieb: „Daß Dir gerade jetzt der Beistand von Tieck genommen wird, tut mir leid.“<sup>28</sup> Aber bald nach diesem Todesfall häufen sich am Schluß von Tiecks Briefen Zusätze wie „die Gräfin läßt grüßen, die Gräfin und meine Familie empfehlen sich.“ Und die Antworten be-

<sup>24</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 218.

<sup>25</sup> H. Gumbel, 75, 76.

<sup>26</sup> H. Lüdeke, *Tieck und die Brüder Schlegel*, 148.

<sup>27</sup> L. Tieck, *Schriften*, XXIII, 9; und *Musikalische Leiden und Freuden*, XVII, 326.

<sup>28</sup> W. v. Burgdorffs Briefe, hg. A. H. Cohn (Berlin, Leipzig, o. J.), 186.

ginnen Henriette an erste Stelle zu setzen. Als der Tod des Grafen die Übersiedlung nach Dresden notwendig machte und die Gräfin mitzieht, verraten die Briefe an Freunde eine gewisse Erfülltheit. „Indessen bin ich zufrieden, vorzüglich seit 1819, seit welchem Jahr ich wieder hier lebe und mich wohler fühle,“<sup>29</sup> berichtet er an K. v. Rumohr. Und von innerer Gelöstheit spricht der Brief an Solger. Vom Schreiben hatte ihn diesmal „das Übermaß des Genusses und eine gar zu jugendliche Freude, ein Schwärmen in den Gegenden, ein beständiges Herumlaufen, ein wahres Entzücken an allen Gegenständen“ abgehalten. Und er fährt fort: „Seit ich hier bin, bin ich heiterer als seit vielen Jahren: alles kommt mir frisch und in neuem Gewande entgegen. Die selben Gegenstände entzücken mich, die mich damals beängstigten und melancholisch machten, als ich im Jahre 1801 und 1802 hier wohnte, jung und gesund.“<sup>30</sup> Gewisse Umrisse des Tages leuchten durch. Henriette, „das göttliche Kirchenmusik-Fräulein,“ wie Brentano<sup>31</sup> sie nennt, seit er sie in Ziebingen gehört hatte, begleitet Tieck ins Theater, sie pflegt den Kranken bis zur eigenen Erschöpfung, sie reist mit ihm ins Bad, sie empfängt an großen Abenden seine Gäste. Sie schreibt ungedruckte Gedichte für den Verleger ab, mit dem sie in geschäftlicher Korrespondenz steht. Sie fügt manchmal eine persönliche Zeile an den Schluß der Tieckschen Briefe. Diese anscheinend kleinen Dinge muß man wohl schwerer ins Gewicht fallen lassen, da Henriette trotz alles Klatsches vor der Welt immer doch die „Gräfin“ blieb, was die Beziehung der Beiden zu einander zwar nicht sanktionierte, was aber eine dauernde Liebe vor jedem zudringlichen Diminutiv bewahrt hat. Erst die letzte große Einsamkeit entlockt Tieck sein Geheimnis. 1848 schreibt er an seinen alten Freund Bothe: „So stehe ich ziemlich einsam in der Welt, da meine liebste Freundin, die Gräfin Finkenstein, nun auch im vorigen Jahr verschieden ist. Mit ihr ist mein Glück und meine letzte Freude verschwunden.“<sup>32</sup> Und ein Jahr später in einem Brief an Ida v. Lüttichau, die sein unbegrenztes Vertrauen genoß, heißt es: „In meinen Tränen, in der Sehnsucht und Angst empfinde ich noch oft ihre Nähe, ganz nahe, ein seliger überirdischer Anhauch: eine Gewißheit, ein Anrühren — wer kann darüber Worte finden.“<sup>33</sup> Das beendet den ungedruckten Almanachroman.

Der *Phantasus*, der in der Ziebingerzeit entstanden ist, zeigt die ersten Spuren. Hier tauchen im 2. Band Gedichte aus dem Almakreis auf und in der Rahmennovelle ist die verdeckte Gestalt der schönen Adelheid und Friedrichs Sehnsucht und Mißtrauen zweifellos stofflicher Nie-

<sup>29</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 260.

<sup>30</sup> Solgers *Nachgelassene Schriften*, I, 774.

<sup>31</sup> Cl. Brentano, *Das unsterbliche Leben*, hg. W. Schellberg und F. Fuchs (Jena, 1939), 327.

<sup>32</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 562.

<sup>33</sup> O. Fiebinger, „L. Tieck und Ida v. Lüttichau in ihren Briefen,“ *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Dresdens*, Heft 32 (1937), 27.

derschlag der Ziebinger Umstände. Die letzten Märchen, insbesondere *Liebeszauber* und *Pokal*, hat Tieck selbst schon als Beginn eines neuen Erlebnisstils empfunden, nicht zu reden von der oft gering eingeschätzten Rahmennovelle, die bereits das Besinnliche und Dialogische seiner späten Novellen hat. Hier wirkt das Erlebnis ein, das zwar den spielenden Romantiker zum Erlöschen bringt, aber den reifenden Mann der strengeren Prosa der Novelle zuführt. In diesem Umkreis stehn auch die italienischen Reisegedichte, die Rahel v. Varnhagen durch ihre Lebensnähe so entzückt haben. R. Lieske<sup>34</sup> weist auf einen „Bruch“ hin, wie „man ihn schroffer nicht denken kann.“ Wie ist diese Wirklichkeitsnähe möglich, ist gefragt worden. Ist diese „Abkehr von der Romantik“ ein Versagen der dichterischen Kraft? In der Phrase „Abkehr von der Romantik“ ist nur der Akzent falsch. Romantik ist kein Lebenspensum, sondern ein Lebensausdruck, der dem Gesetz der Wandlung unterliegt. Manche dieser Fragen werden aus dem Henriettemerlebnis heraus neu zu beantworten sein.

Welche literarischen Schlußfolgerungen Körner selbst aus seinen biographischen Feststellungen gezogen hat, bleibt unbestimmbar, da seine Studien zu Tieck in heute nicht zugänglicher Form stecken geblieben sind. Die *Marginalien* lassen ein ungewöhnlich verdüstertes Tieckbild vermuten,<sup>35</sup> das sich auf die pessimistische Interpretation der späten Briefe an Frau v. Lüttichau stützt. Wie weit man Körner darin folgen muß und kann, bleibt eine Frage weiterer Untersuchungen. Den weicheren Briefen an diese Frau stehen auch härtere entgegen. Man braucht nur an Tiecks letzten Brief an K. G. Carus denken: „Wer viel gelitten hat, kommt, wenn es eine Zukunft gibt, nicht mit zerrissenem Gewande und Lappen und Flicken in jene künftige Welt, sondern dem wahren Menschen hat sich aus seinem tiefen Leiden eben ein richtiger, echter Wandel, eine innere Vollendung herausgebildet, die ihn der Unsterblichkeit würdig macht.“<sup>36</sup> Die Vorbereitung auf diese Einkehr hat schon 1814 in einem Brief an G. Chr. Körner eingesetzt: „In unseren Tränen finden wir den Glauben an die Ewigkeit wieder.“<sup>37</sup> Und sie rundet sich 1848 in dem Geständnis an den Grafen Yorck: „Dies Wuth-Schmerzen unseres Geistes und Daseins macht dann, durchgekämpft, der wahren himmlischen Liebe Raum, die uns im Schmerz durchläutert und verklärt.“<sup>38</sup> Die letzten Jahre Tiecks waren ein Ausglühen und ein Ausbrennen, das er bis zum letzten trug. Und das ist Glaube an das Leben. Er ist jahrelang bettlägerig gewesen, verläßt kaum mehr das Zimmer. Briefe sind nur mehr von ihm gezeichnet, selten selbst geschrieben. Dorothea, seine Lieblingstochter, ist gestorben. Henriette stirbt 1847. Friedrich, sein jüngerer Bruder, ist armselig und einsam zu Grunde gegangen. Und der kranke Mann ist

<sup>34</sup> R. Lieske, *Tiecks Abwendung von der Romantik* (Berlin, 1933), 16.

<sup>35</sup> J. Körner, *Marginalien*, 46.

<sup>36</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 577.

<sup>37</sup> Ibid., 189.

<sup>38</sup> Zeydel, Matenko, Fife, *Letters*, 548.

an keinem dieser Gräber gestanden. Die Menschen gingen von ihm und kamen nicht wieder. Er hatte sich, wie er an seinen Neffen Theodor Bernhardi schreibt, „ganz ausgegeben“<sup>39</sup> und doch nennt er, was dabei geschah, „Entdeckungen des Herzens“ und setzt bescheiden hinzu, daß er „manchmal auf kurze Zeit den Mut verliere und doch wieder Kraft und Stärkung finde.“<sup>40</sup>

J. Körners Feststellungen erlauben unseren Abscheu vor dem Literaten Tieck zu berichtigen und zu sehn, daß der sogenannte Bruch zwischen Romantik und Altersleistung nie bestanden hat. Tieck besaß, was A. v. Arnim an Brentano vermißte — die Fähigkeit, älter zu werden.<sup>41</sup> Und das setzt Echtheit voraus. Ein gewisser Stillstand um 1800, Zeitschriftenzank, Ifflandintriguen, der Tod von Novalis und der der Eltern, ein Abscheu vor den billig gewordenen „mondbeglänzten Zaubernächten“ und die reife Herbstlichkeit einer dauernden Liebe verwandeln das Blumige der Romantik in den Fruchtansatz seiner Altersdichtung. Während das Erlebnis einsinkt und die Wandlung zum Manne erfolgt, die ein Vers vielleicht nur verraten aber nicht heiligen könnte, tritt eine fast asketische Vertiefung in altdeutsche Studien und Shakespeare ein. Der Romantiker Tieck, der Zeitgenosse Napoleons, an dem doch auch Schmerz, Sehnsucht und Schande dieser Generation haftet, bereitet sich zur geistigen Einkehr, zu Seßhaftigkeit, Hausvatertum vor, zur Aussöhnung mit der Existenz.

Bücher sind Spiegel. Tieck selbst sieht das Ungebrochene seiner Lebenskurve. Er sieht wie Ältestes und Neuestes zusammenhängt. „Es kann mich oft wahrhaft ängstigen,“ schreibt er am 29. März 1817 an Solger, „daß meine alten und ältesten Pläne im Fortgang meines Lebens so wenig Revolutionen erleiden, wie ich es doch bei allen Dichtern sehe.“<sup>42</sup> Selbst die letzte Novelle *Waldeinsamkeit* spannt wieder den Bogen zurück zum *Blonden Eckbert*. Tieck hat mit Recht in den Novellen die Frucht aus dem Blumigen des romantischen Märchens gesehn. Denn Märchen und Wahrheit waren für ihn nicht Gegensätze, wenn auch die Forschung ihnen Wirklichkeit und Wahrheit abspricht.<sup>43</sup> Im Märchen beginnt das Schaudern vor einer zweckhaften Wirklichkeit, in die wir verflochten sind. In der Novelle ist der Glaube an das wirkliche Dasein vorhanden, das gelebt werden muß.

Die Frage, ob Tieck allen Romantikern künstlerisch tatsächlich nachsteht, muß wieder gefragt werden. Es bedarf geduldiger Untersuchungen der vernachlässigten Novellen und ihrer Zusammenhänge. Wir haben an Form- und Motivbetrachtungen nachzuholen. Eine Überprüfung der Eigengesetzlichkeit des Kunstmärchens wird der volkskundlichen Revi-

<sup>39</sup> Ibid., 569.

<sup>40</sup> Ibid., 577.

<sup>41</sup> A. v. Arnim und die ihm nahe standen, hg. R. Steig (Stuttgart, 1894, 1913), I, 101.

<sup>42</sup> Solgers Nachgelassene Schriften, I, 536.

<sup>43</sup> H. A. Korff, Geist der Goethezeit, III, 478.

sion des Kindermärchens folgen müssen. Das Verhältnis zu Solgers „ins Reale verliebten Beschränktheit“ mag ins Gewicht fallen. Es bleibt ja fragwürdig, ob der Romantiker wirklich der absolut Lebensabgewandte war, oder von Anfang an letzten Wirklichkeiten zugeeilt ist, die wir ihm nicht zutrauen. Vorstellungen vom Wesentlichen, auf Grund von Erfahrungen, die uns zugänglich geworden sind, mögen sich gewandelt haben und andere Maßstäbe ergeben. Ein Inventar der zeitbeständigen Werke mag dem gewohnheitsgemäß zitierten Modebuch *Oktavian* einen bescheideneren Platz zuweisen. Briefe müssen ausgewertet werden. Tieck muß vor allem wieder gelesen werden. Erst dann wird die Biographie geschrieben werden können, die ein tiefenrichtiges Bild erlaubt. Eine Gesamtschau braucht den Romantiker nicht zu morden, damit der Realist lebe, aber das Cliché vom Romantischen mag sich wandeln müssen.



**Mein Lied***Hermann Claudius*

Der Wind der weht,  
Alles vergeht  
im Winde.

So Lust wie Leid.  
Es eilt die Zeit  
geschwinde.

Allein mein Lied,  
was auch geschieht,  
wird dauern.

Mehr als der Herd  
und mehr als Schwert  
und Mauern.

**My Song**

The wind blows  
and all goes  
with the wind:

Sad and fair dream.  
Time's swift stream  
is thinned.

Only my poem,  
come what may come,  
will live on . . .

More than hearthflame,  
more than sword's fame  
or walls of stone.

— *Translated by*  
*Herman Salinger*

## AN OXFORD STUDENT IN GERMANY, 1678

F. G. JAMES

*Newcomb College, Tulane University*

When William Nicolson of Queen's College, Oxford, went to Leipzig in the early autumn of 1678 he was in a sense a pioneer. Although at that time England had many religious, military, diplomatic, and economic ties with Germany, the English then took relatively little interest in the cultural life of the German world. It was to the Italians, the French, and the Dutch that Englishmen looked for artistic, literary, and scholarly inspiration. Yet Nicolson went to Germany specifically to learn the language as a tool for literary scholarship. His objective was to equip himself to study and to teach Anglo-Saxon, a task for which he deemed a knowledge of modern German to be essential. First at Cambridge and then at Oxford, the seventeenth century had witnessed the growth of a movement to revive the study of the language and literature of the Anglo-Saxons, a movement due in part to an increasing spirit of nationalism and in part to a deepening interest in the historical origins of English institutions.<sup>1</sup> In general the seventeenth-century "Saxonists," as they called themselves, demonstrated little concern with contemporary Germany and it cannot be claimed that their work resulted in any widespread appreciation of German civilization. Nevertheless the revival of Early English studies did have a permanent effect upon English thought. It taught many Englishmen to value the German and Scandinavian elements in their heritage and led them to counteract the overemphasis which had been placed upon French and Latin influences.

William Nicolson, the son of a Cumberland country parson, was twenty-three at the time of his journey and had recently received his bachelor's degree. His trip was financed by Sir Joseph Williamson, a secretary of state to Charles II and an alumnus and generous patron of Queen's College.<sup>2</sup> Nicolson left England the middle of July 1678 in the company of David Hanisius, formerly a chaplain to the Berlin garrison and later chaplain and librarian to a Swedish nobleman in Stockholm. Since the death of Duke Augustus of Brunswick-Wolfenbüttel in 1666 Hanisius had become the first permanent librarian of the duke's famous collection at Wolfenbüttel.<sup>3</sup> Nicolson and Hanisius spent several weeks in Holland visiting such places as the Hague, Amsterdam, and Leyden and then traveled across northern Germany through Cleves, Wesel, Hamm, Herford, Hanover and Brunswick until they reached Wolfenbüttel Castle on September 6. Nicolson remained here for a fortnight and found the library to contain many valuable volumes. But the young

<sup>1</sup> David Douglas, *English Scholars* (London, 1939), 60 ff.

<sup>2</sup> John Richard Magrath, *The Flemings in Oxford* (Oxford, 1904), vol. I, 239-240.

<sup>3</sup> C. P. C. Schöemann, "Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek," *Serapeum*, vol. IV, no. 14 (July 31, 1843), 211.

Oxonian's enthusiasm was tempered with patriotic pride. The library, he wrote, "is by all judged the greatest collection of books that Germany affords, and by many (that have either not at all, or with prejudice, seen our's at Oxford) reckoned the best furnished library in Europe. The keeper, Mr. Hanisius, brags of 124,000 volumes. Upon what grounds I know not: I leave to the impartial to judge, when I shall have told them that the fabrick of this library is scarce a third part so big as that at Bodley's."<sup>4</sup>

Nicolson left Wolfenbüttel on September 23, spending the first night at Blankenburg, another residence of the Brunswick-Wolfenbüttel family. Here he was entertained by the young duke's uncle, Rudolf Augustus, who apparently acted as guardian of the library during his nephew's long minority. Nicolson describes Rudolf as a "mild, pious, and learned prince." Four days later Nicolson reached Leipzig and took up his studies at the university.

In the latter half of the seventeenth century Leipzig possessed one of the leading universities in Germany. The Thirty Year's War had cut enrollment, but by 1678 things were nearly normal again. During the sixteen-seventies and eighties some three thousand students annually matriculated although many of these never completed their studies and some never even attended. Leipzig, as a staunch Lutheran school, followed the pattern laid down by Melanchthon and gave special emphasis to the study of Latin and of Lutheran theology.<sup>5</sup> Nicolson noted with amusement that in one of the local churches there was a picture containing the figures of the devil, Ignatius Loyola, and John Calvin, bearing the caption, "the three greatest enemies of Christ and the Christian religion." Yet despite the intolerant atmosphere Nicolson found the university stimulating. He was rather disappointed with the library but much impressed with the faculty. He described Dr. Johann Adam Schertzer, a theologian with a broad training in philosophy, natural science, and medicine, as a man of "wonderful humanity and of great learning." Nicolson also spoke highly of the orientalist Benedict Carpzov and of the philosopher Jacob Thomasius, a scholar of more liberal views and a former teacher of Leibniz. At the instigation of Schertzer, Nicolson

<sup>4</sup> William Nicolson, "Iter Germanicum," Queen's College Library, Oxford, MS. LXVIII. The pages are unnumbered. See also Nicolson's letter to Hanisius printed in Jacob Burchard, *Historia Bibliothecae Augustae quae Wolfenbutteli* (Leipzig, 1744), 297. As for the size of the library's holdings, Conring estimated it to be 27,666 volumes in the *De Bibliotheca Augusta, quae in arce Wolfenbuttelensi* (Helmstadt, 1661). However Conring lists over 100,000 "librorum seu tractorum" and Hanisius was probably including these in the "boast" he made to Nicolson. That Hanisius was vain, however, is substantiated by the literary historian, Conrad Schurzflisch, who also visited Wolfenbüttel and who described Hanisius as an *Erznarr* full of fantastic boasts. O. von Heinemann, *Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel* (Wolfenbüttel, 1878), 29.

<sup>5</sup> Franz Eulenburg, *Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren* (Leipzig, 1909), 3, 6, 9, 13; Walter H. Bruford, *Germany in the XVIII Century* (Cambridge, 1935), 239-241.

translated, from English into Latin, an essay of Robert Hooke's on the motion of the earth, which was published in Leipzig.<sup>6</sup>

Nicolson's sojourn at Leipzig was cut short because of insufficient money, and he was forced to start for home at the end of the next February (1679). He headed north first through Magdeburg for Hamburg, but finding the harbor there frozen, he turned back and revisited Wolfenbüttel and then proceeded to Holland and England. Shortly after his arrival in Oxford he was elected fellow of Queen's and appointed to a lectureship in Anglo-Saxon, a new post which was created by a gift from Sir Joseph Williamson. Nicolson's academic career was not of long duration. In 1683 he accepted the position of archdeacon of Carlisle and went north to remain in his native diocese until 1718, becoming in 1702 bishop of Carlisle. But Nicolson continued throughout his life to assist other Saxonists and came to be considered one of the leading figures in the field of Early English studies, a field in which more was accomplished during his generation than in any other period before the nineteenth century. After his return from Germany Nicolson kept his diary in German and he read at least some German publications. He always retained a friendly feeling toward the Germans and, although originally a strong Tory, he enthusiastically supported the Hanoverian succession and was instrumental in keeping Cumberland loyal to George I at the time of the Jacobite rebellion of 1715. Since as bishop he sat in the House of Lords and annually visited the capital, he was widely known in London as well as in the north. It is thus reasonable to assume that he exerted considerable influence upon contemporary thought through personal contact, but his important contribution to a better understanding of Germany was made through his writings.

Upon the completion of his travels in 1679 Nicolson wrote a brief account of his trip entitled *Iter Germanicum*, a manuscript which he presented to Sir Joseph Williamson and which has been preserved but was never printed. However, during the next two years Nicolson was asked to contribute to a multi-volume atlas which was being published by the London bookseller, Moses Pitt, and which had the backing of the Royal Society and of numerous learned patrons, including Sir Joseph Williamson and Sir Christopher Wren.<sup>7</sup> Nicolson was responsible for the sections of the first volume which dealt with Denmark (including Norway) and Poland, and he was the sole author of the second and third volumes which were devoted to a description of the German Empire.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> There is a copy of this translation, *Conamen ad Motem Telleris Probandum ex Observationibus*, in the Queen's College Library.

<sup>7</sup> British Museum, MS. Sloane 1039, folios 22, 24; Ethel Seaton, *Literary Relations of England and Scandinavia* (Oxford, 1935), 218-220.

<sup>8</sup> Volume I of the *English Atlas* was published in London in 1680, volume II in 1681, and volume III in 1682. Nicolson was criticized for transcribing so much of his material from other sources, but Ethel Seaton points out that Nicolson's quo-

Much of the work is little more than a compilation of previous writers, but the portions which depict places where Nicolson had visited as well as the introductory discussion of the German people and of their language, customs, and laws obviously reflect his own personal impressions and often duplicate his comments in the unpublished *Iter*.

Nicolson found traveling in Germany none too easy. He usually had to sleep upon straw, though at Hamm he enjoyed for the first time the dubious luxury of lying between feather beds with horses and cows on his right and a pig sty on his left. Westphalia, despite the fact that it had suffered relatively little in the Thirty Years' War, struck him as a region of abject poverty, but for the most part Nicolson implies that living conditions in Germany compared favorably with those in England, and he was much impressed by the widespread use of stoves. The scars of the long war seem mostly to have disappeared, though he wrote that since Tilly's sack of Magdeburg in 1631 that city had "not to this day been able to recover its former grandeur: but is everywhere chequered with new buildings and the ruins of old."<sup>9</sup> Nicolson considered the Germans to be honest, hospitable, and industrious and he was particularly enthusiastic over the Leipzigers, whom he described as singularly courteous and affable and probably the neatest and among the best looking people in the Empire. The young visitor, however, thought the German women rather too corpulent and seems to have been disappointed by their reserve. He remarked, "'Tis an insolent rudeness among the High Dutch to salute any women with a kiss: except she has been in England, France, or some other foreign Nation where the fashion is observed. The only formal greeting they have, is by a mutual touch of the hand."<sup>10</sup>

Nicolson had great admiration for German scholarship. He pointed out that there were more than thirty universities in the Empire and that many of them had a larger student body than could be found at Oxford or Cambridge. German scholars, he maintained, worked as hard as peasants and they were especially proficient linguists. "The Hebrew tongue," he wrote, "is no where so generally studied as among the Germans; and few attain so great a knowledge of it as they ordinarily do." Nicolson admitted that the Germans, as was often alleged, were possessed with "too great an itch of printing; though they have nothing to publish but the state of a Question, or a few Commonplaces collected out of the writings of their contemporaries."<sup>11</sup> This weakness he attributed to two causes, the requirement that each graduate must produce

tations prove that he was familiar with the work of Danish scholars and enhance rather than diminish the value of the atlas. *Literary Relations of England and Scandinavia*, 256, 265-266.

<sup>9</sup> *The English Atlas*, vol. II, 92. For the sections on Wolfenbüttel and on Leipzig see *Ibid.*, 96, 115-118.

<sup>10</sup> *Ibid.*, 12.

<sup>11</sup> *Ibid.*, 17.

at least one disputation, and the need to support the numerous presses located at each university. But if Nicolson recommended moderation on this score, he felt that many important books were being turned out in Germany.

As for the virtues of the German language, he spoke warmly in their defense. "Most foreigners that do not understand the German tongue are strangely prejudiced against the learning of it; looking upon it as an ungentile, barbarous, and rough tongue. All which aspersions have been cast upon it by such as were too lazy to take the pains to study it; or too dull, after all their labour, to apprehend it." Continuing, Nicolson cites with relish an anecdote to illustrate the prevailing contempt for German. The Spanish ambassador to Poland told a German minister that the Germans did not speak but thundered and that he fancied "'twas in German that God forbade our first parents paradise." To which the minister replied, "But the serpent first tempted Eve in Spanish."<sup>12</sup> To Nicolson, German was not a harsh but a "noble and manly tongue," though admittedly it "better becomes a General at the head of his army than a Gallant courting his mistress."<sup>13</sup> He admits that the study of German is complicated by the many dialects and by the absence of good dictionaries, but Nicolson believed that High German was fast becoming a perfected tongue. Nicolson had high praise for the eloquence of Luther's Bible and he pointed out that German had a practical as well as a literary value since much information on technical subjects such a metallurgy could not be met with in any other language. As was natural, he stressed the fact that a knowledge of German was of special interest to any student who wished to understand the origins and development of English. It would be difficult to find stronger arguments for the study of German in any other seventeenth-century English writing.

The influence of Nicolson's ideas on Germany and German culture cannot accurately be appraised, but his opinions must have left their mark. Moses Pitt's ambitious project for an eleven volume world atlas was never completed, but the four printed volumes reached an important public. The list of subscribers approaches a thousand, and it is a very distinguished list of noblemen, gentry, and professional men. When Pitt's work appeared, the only general atlas in English was John Speed's, *Prospect of the Most Famous Parts of the World* (London, 1662 and 1676), and Speed's book was primarily concerned with the British Isles and contained only two folio pages on Germany. There were of course Dutch and French atlases to be found in England, but none of them seems to have been translated. The next atlas after Pitt's to be printed in English appears to have been that of Herman Moll published in 1709. Travel books dealing with the Empire did exist but they were

<sup>12</sup> Ibid., 12.

<sup>13</sup> Ibid., 14.

neither numerous nor lengthy. Dr. Edward Brown(e)'s *Travels in Germany* (1668) did not pretend to cover the entire country and the whole octavo volume is only 175 pages long. The sections on Germany in John Burbury's *Journey of Lord Howard from London to Vienna* (1671) and John Ray's *Observations, Topographical, Moral, and Physiological, made in a journey through the Low Countries, Germany, Italy and France* (1673) are likewise less complete than those Nicolson contributed to volumes II and III of the *English Atlas*. In short, it would seem that Nicolson's writings on Germany were the most extensive published in England during the latter part of the seventeenth century.

Nicolson could hardly claim to be either a geographer or an extensive traveler, but he did possess a reputation in literary and scholarly circles which must have given weight to his comments on the German language and on German scholarship. In 1696 Nicolson published the first volume of a bibliography of English history. In it he discussed the Anglo-Saxons and listed the works of Scandinavian as well as British scholars who had treated the topic. He also advocated that the student of early English should become "skilled in the writings of those learned Germans, who have made collections of their old laws, or have written such glossaries or other grammatical discourses, as may bring him acquaintance with the many ancient dialects of our ancestors and kinsmen in that part of the world."<sup>14</sup> He referred to the writings of Melchior Goldast and Heinrich Lindenbrog as well as to the *Sachsen-spiegel* as valuable sources of information on German laws and customs, and he particularly recommended Justus George Schottelius' *Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache* (Brunswick, 1663), describing it as "the most elaborate and exquisite" work on the subject of the early German language. Nicolson's bibliography went through three editions and then was reprinted as late as 1776. Despite some shortcomings, it remained a standard work of reference throughout the eighteenth century. The great respect for the Germans which Nicolson manifested in his writings cannot have helped but contribute to the interest in German culture which slowly grew in Britain during his lifetime and eventually bore fruit in the Victorian age. As we said at the beginning, Nicolson was something of a pioneer, and his trip to Leipzig may well be considered as a landmark in the development of English scholarship and of Anglo-German understanding.

<sup>14</sup> William Nicolson, *English Historical Library* (third ed. London, 1736), Part I, 50.



## SCHILLER UND KARL PHILIPP MORITZ

ROSE-MARIE P. AKSELRAD  
Berkeley, California

Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel . . . von Friedrich Schiller. In Wahrheit wieder ein Product, was unsren Zeiten Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann. — Doch wir wollen nicht declamieren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke . . . durchlesen kann und mag — der prüfe selbst . . . alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.<sup>1</sup>

Diese Kritik von *Kabale und Liebe* erschien am 21. Juli 1784 in der *Berlinischen Wochenschrift* und erregte großes Aufsehen. Der Verfasser Karl Philipp Moritz war kein Unbekannter in Berlin. Seine Bücher wurden viel gelesen und eines, *Reise eines Deutschen in England*, hatte den jungen Hannoveraner fast berühmt gemacht; auch als Pädagoge hatte er einen guten Namen, seine Privatvorlesungen über alle möglichen Themen begannen eine Modeangelegenheit zu werden, und außerdem war er der Freund und Schüler des Philosophen Moses Mendelssohn.

Moritz scheint der erste und einzige Kritiker gewesen zu sein, der Schillers Stück so offen und grausam angriff. Die meisten andern Rezessenten hatten sich neutral oder doch sanfter ablehnend verhalten, nur wenige waren enthusiastisch, und das Publikum war auch in verschiedene Lager geteilt. Eine große Bühne nach der andern setzte das Stück auf den Spielplan, überall stand es im Mittelpunkt von Diskussionen.

Die vernichtende Rezension war sicherlich auf Moritz' Kunstauffassung zurückzuführen, die er allerdings erst etwas später in einem offenen Brief an Mendelssohn formulierte.<sup>2</sup> Für Moritz ist das Schöne und Vollkommene eine Einheit; der wahre Künstler, der einzige, der diesen Namen verdient, muß das Vollkommene schaffen wollen, er darf nicht arbeiten um Beifall zu finden, sondern nur weil er innerlich dazu gedrängt wird, weil er muß. Moritz schreibt: „Der wahre Künstler wird die höchste Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit in sein Werk zu bringen suchen und wenn es dann Beifall findet, wirds ihn freuen, aber seinen eigentlichen Zweck hat er schon mit der Vollendung des Werkes erreicht“ (*Nachahmung* 44).

Dementsprechend wurde auch jede Tendenz im Kunstwerk abgelehnt und Schillers Naturalismus erschien Moritz als Tendenz. Litera-

<sup>1</sup> Julius E. Braun, *Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen* (Leipzig, 1882), I, 72.

<sup>2</sup> Karl Philipp Moritz, „Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten,“ gedruckt als Anhang zu K. P. M., *Über die bildende Nachahmung des Schönen*, Deutsche Literaturdenkmale XXXI, 1888. Zuerst erschienen in *Berlinische Monatsschrift* V, 1785. Die Hauptschrift wird von jetzt an als *Nachahmung* zitiert.

rische Erzeugnisse, die bessern oder die Zustände ändern sollten, waren nach Moritz' Ansicht nicht nur erlaubt, sondern sogar erwünscht, aber sie mußten moralisch sein, und sie hatten demzufolge nichts mit Kunst zu tun.

Da die erste kurze Kritik einen Sturm hervorrief, ließ Moritz am 6. September desselben Jahres eine zweite folgen, die noch viel schwerere Anklagen enthielt und in der es unter anderm heißt: „Aber was sollen dergleichen Ungeheuer, wie z. B. der abscheuliche Franz Moor in den Räubern und dieser Präsident auf dem Schauplatz? Da man überhaupt gar nicht erfährt, wie diese Menschen so geworden sind. Wozu nützt es denn, die Einbildungskraft mit solchen Bildern anzufüllen, wodurch weder der Verstand noch das Herz gebessert wird?“ (Braun 75). Und später, als er Ähnlichkeiten zwischen der Eifersucht Ferdinands und Othellos sieht, findet er das Gefühl von Schillers Helden nicht glaubwürdig, weil sich Schiller nicht die Mühe gäbe wie Shakespeare, „es wahrscheinlich zu machen, daß Othello seine geliebte Desdemona aus Eifersucht ermordet“ (Braun 78-79).

Hier spricht allerdings nicht mehr der Ästhetiker, sondern der Erfahrungspyschologe Moritz,<sup>3</sup> der die menschliche „Seele“ ergründen wollte; wenn man Verirrungen zeigte, dann sollten sie psychologisch klar begründet sein.

Ein dritter Angriff gegen Schiller und zwar gegen *Die Räuber* war in eine Kritik von Congreves *Die väterliche Rache* eingeschaltet. Hier hieß es: „Fordert doch laut statt des dankbaren Sohnes die väterliche Rache und die Schillerschen Blasphemien auf Gott u. die gesunde Vernunft. Empfängt mit lautem Händeklatschen die Räuber und Lanassa und zischt Minna von Barnhelm u. Emilia Galotti und Nathan den Weisen aus.“<sup>4</sup>

Diese drei einseitigen Angriffe waren der merkwürdige Auftakt zu einer in künstlerischen Fragen sehr intensiven Beziehung zwischen Schiller und Moritz. Leider muß jede Untersuchung dieses eigenartigen Verhältnisses insofern unvollständig bleiben, als wir wohl Schillers Ansichten über Moritz und dessen Arbeiten aus einer großen Anzahl von Briefstücken und Bemerkungen kennen, während uns von Moritz' Seite fast nichts erhalten ist. Die drei zitierten Angriffe, die sich nur auf eine Periode von Schillers Schaffen beschränken, sind, mit Hinzufügung von einigen Bemerkungen, die Moritz gemacht haben soll, das einzige Material, das wir besitzen.

Merkwürdigerweise nehmen alle Schiller-Biographen an, daß Mo-

<sup>3</sup> Moritz war seit 1783 Herausgeber eines vielgelesenen und besprochenen Journals: *Magazin zur Erfahrungsselenkunde, ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* (1783-1793).

<sup>4</sup> Hugo Eybisch, *Anton Reiser, Untersuchungen zur Lebensgeschichte von Karl Philipp Moritz, Probefahrten XIV* (Leipzig, 1909), 261. Aus der *Vossischen Zeitung* vom 16. November 1784, zusammen mit einem sehr beleidigten und beleidigenden Brief des Theaterdirektors Doeblin.

ritz, nachdem er Schillers persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, seine Angriffe in der Hauptsache zurückgezogen habe. Dem widerspricht eine Stelle in einem Brief Caroline Herders, der am 26. Januar 1789 geschrieben wurde, als Moritz bei Goethe zu Gast in Weimar weilte. Schiller und Moritz sahen sich damals sehr häufig und schienen in Fragen der Ästhetik vollkommen einig. Caroline schreibt: „Die Kalb war gestern auch bei mir, da er [Moritz] gerade da war und da den Tag vorher Cabale und Liebe von Schiller gespielt worden, so mußte sie dulden, daß er dies Stück zergliederte und bewies, daß kein Funke poetisches Drama darinnen sei. Das ganze Gespräch lief darauf hinaus, daß man nichts Schlechtes dulden müsse.“<sup>5</sup>

Daß Schiller sich über die Rezensionen geärgert hatte, ist durchaus verständlich, obwohl sie einen ganz ähnlichen Effekt gehabt zu haben scheinen wie solche Angriffe heute: Leute, die sonst vielleicht nicht ins Theater gegangen wären, wollten das Stück sehen, um festzustellen, ob es wirklich so arg sei.<sup>6</sup>

Im Sommer 1785, ein Jahr nach dem Erscheinen der Rezensionen, kamen Moritz und sein Freund und späterer Biograph Klischnigg<sup>7</sup> auf einer Fußreise nach Leipzig, und der Verleger Göschen machte es sich zur Aufgabe, eine Versöhnung zwischen Schiller und Moritz herbeizuführen. Er brachte den Berliner nach Gohlis, wo Schiller lebte. Klischnigg hat diese Begegnung ziemlich genau geschildert; die beiden vertieften sich in ein höfliches Gespräch über Schillers Dramen, und Moritz als Gast war wirklich viel liebenswürdiger. Er erklärte Schönheiten in den von ihm angegriffenen Stücken zu sehen, während Schiller ihm sogar in seinem Tadel in einigen Dingen recht gab. Gutes Essen und guter Wein taten das Übrige und man verbrachte einen recht angenehmen Abend. „Am nächsten Morgen, nachdem Schiller noch einige Scenen aus Don Carlos als Beweis seiner gereifteren Kunst vorgelesen, schloß Moritz den Dichter zum Abschied in die Arme und versicherte ihn gerührt seiner ewigen Freundschaft“,<sup>8</sup> schreibt Minor recht dramatisch. Der wirkliche Text, auf dem diese Schilderung beruhen dürfte, klingt viel weniger enthusiastisch, er lautet: „Schiller las uns am andern Morgen Stellen aus seinem Don Carlos und der Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande vor, woran er eben arbeitete und Jünger führte uns ins Schauspiel, wo ein neues Stück von ihm gegeben wurde“ (Klischnigg 121).

Diese Zeilen zeigen recht deutlich, daß jedenfalls Klischnigg und wahrscheinlich auch Moritz kein richtiges Gefühl für die Größe und

<sup>5</sup> Johann Gottfried Herder, *Herders Reise nach Italien, Herders Briefwechsel mit seiner Gattin von August 1788 - Juli 1789* (Giessen, 1859), 229.

<sup>6</sup> Karl Berger, *Schiller, sein Leben und seine Werke* (München, 1905), I, 260-261.

<sup>7</sup> Karl Friedrich Klischnigg schrieb nach dem Tod von Moritz eine Fortsetzung zu dessen Autobiographie *Anton Reiser* unter dem Titel: *Erinnerungen aus den letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser* (Berlin, 1794).

<sup>8</sup> Jakob Minor, *Schiller, sein Leben und seine Werke* (Berlin 1890), II, 387.

Überlegenheit Schillers hatte, sonst würde Jünger kaum in einem Atem mit ihm genannt worden sein. Johann Friedrich Jünger (1759-97) war der Verfasser komischer Romane und vielgespielter, mittelmäßiger Theaterstücke. Außerdem muß man bedenken, daß mindestens vom Publikum aus gesehen, damals noch kein solcher Unterschied zwischen Schiller und Moritz bestand, wie die Schillerverehrer des neunzehnten Jahrhunderts annahmen. Schiller war noch nicht der berühmte Dichter und Moritz nicht der kleine Gymnasiallehrer; beide waren vielgelesene und besprochene Autoren, die sich aus Klugheit und Interesse einander auf halbem Wege entgegenkamen. Aber Schiller hat seinen Antagonismus gegen den Kritiker nie recht überwunden, wenn er auch die Fähigkeit besaß, den Mann von seinem Werk zu trennen, und Mann und Werk von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten. Auf die kritiklose Verehrung Goethes, die Moritz propagierte,<sup>9</sup> reagierte Schiller übrigens äußerst ablehnend, wenn auch diplomatischer und weniger heftig als der cholericische Herder.<sup>10</sup>

Schiller dürfte die meisten von Moritz' Arbeiten gut gekannt haben, das ist seinen Briefen zu entnehmen, und wir wissen auch, daß er ein regelmäßiger Leser des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* war. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Schiller selbst Ähnlichkeiten zwischen seinen und Moritz' Arbeiten sah. In der *Thalia* erschien im Jahre 1786 Schillers psychologische Studie „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ unter dem Titel „Der Verbrecher aus Infamie.“ Die Darstellung des Sonnenwirts, der ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, um sich Geltung zu verschaffen, zum Verbrecher wird und schließlich dank seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten zum Führer einer berüchtigten Räuberbande, erinnert in ihrem psychologischen Aufbau an eine Episode in Moritz' autobiographischem Roman *Anton Reiser*, der um diese Zeit großes Aufsehen erregte. Zu einer Zeit, in der sich Anton Reiser besonders verlassen fühlt, bringt ihn sein Geltungsbedürfnis in schlechte Gesellschaft, er sucht persönlichen Erfolg in antisozialem Benehmen. Hiermit hört die Parallel-Entwicklung, die Moritz zuerst auffiel, und die Schiller in einem Brief an die Schwestern Lotte von Lengefeld, Schillers spätere Frau, und Caroline von Beulwitz bestätigte, allerdings auf.<sup>11</sup>

Das Gespräch, auf das von Schiller Bezug genommen wird, fand wenige Tage, nachdem Moritz von Italien kommend, in Weimar einge-

<sup>9</sup> Goethe und Moritz hatten einander Mitte November 1786 in Rom kennen gelernt, und waren von da an bis zu Goethes Heimreise sehr viel beisammen. Goethe faßte eine warme Zuneigung zu dem jüngern Freund und schätzte seine unabhängige Art zu denken und zu urteilen.

<sup>10</sup> Herder lernte Moritz in Rom im Herbst 1788 knapp vor dessen Abreise kennen. Er scheint ihn anfangs recht gerne gemocht zu haben, als aber Moritz dann in Weimar sehr viel gesellschaftlichen Erfolg hatte und Caroline Herder in Briefen davon berichtete, antwortete Herder mit erbitterten Ausfällen gegen den neuen Freund Goethes.

<sup>11</sup> Friedrich Schiller, *Briefe*, hrg. von Jonas (Stuttgart, o.J.), II 173. Von jetzt an zitiert als *Briefe*.

troffen war, statt. Aber es ist nicht die erste Erwähnung von Moritz' Besuch: die findet sich in einem früheren Brief an die Schwestern und ist deshalb hervorzuheben, weil sie so ganz klar Schillers Unsicherheit in Bezug auf den eigenartigen Berliner verrät, der da so auf einmal, als der Freund Goethes, den Weimarer Kreis in Aufruhr brachte. Er schreibt: „Ich kann Ihnen also nichts, gar nichts, von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz . . . hier ist . . . Ich kenne ihn schon aus einer Zusammenkunft in Leipzig, ich schätze sein Genie, sein Herz kenne ich nicht; sonst sind wir übrigens keine Freunde“ (*Briefe II* 168).

Die Schwestern waren warme Verehrerinnen des *Anton Reiser* und Caroline besonders hielt sehr viel von den Fragmenten eines *Geistersehers*,<sup>12</sup> einem merkwürdigen, mystischen, an Swedenborg gemahnenden Buch. Lotte antwortete postwendend, daß sie Moritz gern kennen lernen würde, und Caroline, die mehr auf Schillers Gefühle eingeht, meinte: „Haben Sie Moritz noch gesehen? Vielleicht ist sein Geist, seit Sie ihn sahen, Revolutionen durchgegangen, die ihn Ihnen näher gebracht haben. Es ist mir sehr interessant nähern Aufschluß über sein Wesen zu haben, es ist doch ein eigener Geisteston in seinen Schriften.“<sup>13</sup>

Caroline hatte recht, Moritz' Geist war „Revolutionen durchgegangen“, denn zwischen Leipzig und Weimar lagen die italienischen Jahre, lag Moritz' Freundschaft mit Goethe. Eigentlich war aber etwas anderes noch wichtiger für die folgenden Begegnungen zwischen Schiller und Moritz, nämlich, daß sich beide gerade in diesem Augenblick intensiv mit Fragen über Schönheit und Kunst beschäftigten. Moritz' kleine Schrift *Über die bildende Nachahmung des Schönen* war einen Monat früher erschienen und die darin enthaltene ästhetische Theorie dürfte nach Auerbach (Vorrede zur *Nachahmung*, S. XXXVII) die erste gewesen sein, mit der Schiller in Berührung kam, und sie faszinierte ihn. Bereits nach dem ersten Gespräch berichtet er, daß ihm Moritz „eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft“ habe, „weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind“ (*Briefe II* 173). Dann folgt ein Ausspruch, der noch deutlicher als der früher zitierte zeigt, daß Schiller Moritz persönlich nicht zu freundlich gesinnt ist und daß er Moritz' Verehrung für Goethe nicht richtig versteht.

Von Göthen ist er nun ganz durchdrungen und enthousiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, dass er auf Moriz gut gewirkt hat. Moriz hat viel Tiefe des Geists und Tiefe der Empfindung. . . . Ich fürchte nur, er wählt sich Muster, nach denen er sich bildet, und so vor trefflich auch seine Wahl seyn wird und schon ist, so ist doch

<sup>12</sup> Aus dem *Tagebuch eines Geistersehers* von dem Verfasser Anton Reisers. (Berlin, 1787).

<sup>13</sup> Wilhelm Fielitz, *Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte* (Stuttgart, o. J.), I 150.

Nachahmung ein niedriger Grad von Vollkommenheit. Von Göthen spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Göthen nichts, aber ihm (*Briefe II 173*).

Dazu ist zu bemerken, daß Schiller hier bewußt oder unbewußt eine von Moritz' Maximen verwendet hat. „Nachahmung ist ein niedriger Grad von Vollkommenheit“ ist einer der Hauptgedanken in Moritz' ästhetischer Abhandlung. Jedoch lag es Moritz fern, Goethe nachahmen zu wollen; es lag weder im Bereich seiner Wünsche noch seiner Möglichkeiten. Moritz verehrte Goethe, weil er ihm als der schöpferische Geist *per se* erschien, aber er wußte sehr wohl, daß er selbst kein Künstler war, er fühlte sich als Deuter der Kunst, aber nie als Dichter. Übrigens sieht Schiller selbst, daß er in seiner Kritik etwas voreilig war, denn ein paar Tage später schreibt er an die Schwestern: „ . . . beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner ersten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, dass ich zu rasch urtheile“ (*Briefe II 177*).

Der größte Gegensatz im Denken der beiden Männer zeigte sich in ihrer Einstellung zu psychologischen Problemen. Moritz glaubte an die Reinheit und Unmittelbarkeit aller Kunst, die von den Fragen des Alltags entfernt, das Schöne und Vollkommene sein sollte. Die Menschen und ihre Krankheiten und Irrungen hatten nach ihm nichts mit Kunst zu tun. Um ihnen helfen zu können, mußten Tatsachen studiert und analysiert werden. Sein *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* war dazu bestimmt den Menschen zu dienen, seine ästhetischen Theorien, seine Philosophie, dienten der Kunst. Schiller, der jetzt, da seine Sturm- und Drangperiode vorbei war, mit Moritz in vielem, was Kunst und Schönheit betraf, übereinstimmte, wenn er sich auch weniger extrem verhielt, wollte Begriffe wie Harmonie und Formschönheit auch auf den Alltag übertragen sehen; der Unterschied zwischen Leben und Kunst vermischte sich ihm mehr und mehr. Als er mit Moritz in ein Gespräch über das *Magazin* kam, schlug er ihm seinen Ansichten entsprechend vor, „ . . . jedes Heft mit einem philosophischen Aufsatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und diese Dißonanzen gleichsam wieder in Harmonie auflöst“ (*Briefe II, 177*) denn er fand, „ . . . daß man es immer mit einer traurigen oft wiedrigen Empfindung weglegt, und dieses darum, weil es uns nur an Gruppen des menschlichen Elends heftet.“

Moritz scheint diesem Rat einigermaßen gefolgt zu sein, denn in den Nummern, die er nach Rückkehr nach Berlin wieder selbst zusammenstellt, gibt es eine ganze Reihe philosophischer Betrachtungen und nicht so viele Krankengeschichten. Das hat aber sicherlich auch viel mit Moritz' kosmopolitisch-liberaler Goethe-Einstellung zu tun, die ihn dazu drängte, von der aufklärerischen Tendenz abzuweichen.

Schiller pflegte selten in Büchern etwas anzustreichen, aber in seinem Exemplar von Moritz' *Nachahmung* finden sich eine ganze Anzahl von Unterstreichungen, die zeigen, welche Gedanken und Ausführungen den

größten Eindruck auf ihn machten.<sup>14</sup> Der Inhalt des kleinen Werkes ist in der Hauptsache: Der Zweck aller Kunst ist die Nachahmung des Schönen. Das Schöne muß in sich selbst vollkommen sein und man muß es durch die Sinne erfassen können. Da Natur nie absolut schön sein kann, weil sie nicht vollkommen ist, darf der Künstler nicht die Natur nachahmen, sondern muß seine Ideen in sich selber finden, und nur dann kann er sie auf wahrnehmbare Objekte übertragen. Nichts, was mit der Absicht geschaffen wird zu unterhalten, zu gefallen oder zu bessern, kann ein vollkommenes Kunstwerk und schön im wahren Sinn des Wortes sein.<sup>15</sup>

Schiller hat in den ästhetischen Vorlesungen des Winterhalbjahrs 1792-93, das ist vier Jahre nachdem er mit ihr bekannt wurde, seine Auffassung von Moritz' Theorie wiedergegeben.<sup>16</sup> Um diese Zeit war Schiller allerdings schon sehr gut mit Kants Schriften vertraut und seine Einstellung Moritz gegenüber — wenn auch noch immer zum großen Teil positiv — hatte sich seit 1789, als Moritz' Schrift in Weimar einen förmlichen Krieg hervorrief, geändert. Es scheint heute schwer verständlich, wie die Abhandlung so stürmische Zu- und Abneigungsgefühle entfachen konnte, wie es möglich war, daß sie ganz Weimar, wenigstens für einige Wochen in zwei Parteien spaltete. Bei der Untersuchung dieses Phänomens muß man sich vor Augen halten, daß es nicht nur die Studie war, um die es sich handelte, sondern um Moritz, den Freund Goethes, und dadurch um Goethe selbst. Schiller war dabei der einzige wirklich Unparteiische, der sich nur für das ästhetische Problem interessierte und es von persönlichen Fragen zu trennen wußte.

Erst einen Monat nach Moritz' Ankunft in Weimar erwähnt Schiller die *Nachahmung*. Er hat das Buch von Frau von Stein mit nach Hause genommen und findet es schwer verständlich, weil Moritz „ . . . sich mitten auf dem Wege philosophischer abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbunden“ (*Briefe II* 200). Schiller sieht auch — vollkommen richtig — „Herdersche Vorstellungsarten“ in gewissen Ausführungen; nach den Unterstreichungen dürfte der folgende Absatz gemeint sein: „Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worinn sich beide gründen faßt zugleich auch alles was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets aus sich herausspinnend, in sich trägt“

<sup>14</sup> Jakob Minor hat in einer Buchkritik des Neudrucks der *Nachahmung* die Unterstreichungen aus dem Exemplar im Schiller Archiv auf den Neudruck übertragen. Das ermöglicht mit ziemlicher Genauigkeit Schillers spezielles Interesse zu verfolgen. *Zeitschrift für Österreichische Gymnasien* XLII, (1892), 430.

<sup>15</sup> Es gibt eine Reihe von Arbeiten, die sich mit Moritz' ästhetischer Theorie befassen. Hervorzuheben sind Max Dessoir, *Karl Philipp Moritz als Aesthetiker* (Hamburg, 1889) und Hermann Blumenthal „Karl Philipp Moritz und Goethes *Werther*,“ *Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunsthissenschaft* XXX (1936), 28-64.

<sup>16</sup> Schiller, *Sämtliche Schriften*, hrsg. von Goedecke (Stuttgart, 1871), X, 52.

(*Nachahmung* 24). Von den Begriffen der wirksamen Kräfte aus kommt Moritz zu dem Schluß: „ . . . das Organ [der Einzelne] . . . will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern so weit es kann, selbst dies umgebende Ganze seyn“ (*Nachahmung* 25). Von hier aus entwickelt sich ihm Goethes Theorie der Ordnung der Natur, die ihm aus den Gesprächen in Rom wohlbekannt war, und die hier zum ersten Mal niedergeschrieben wurde.

Daher ergreift jede höhere Organisation, ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisierten Stoff, durch bloßes Werden und Wachsen — das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß — der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze, durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen; sondern faßt zugleich alles was seiner Organisation sich unterordnet, . . . in den Umfang seines Daseyns auf (*Nachahmung* 25).

Dieser Passus hat Lotte von Lengefeld besonders angesprochen, während zum Beispiel Frau von Stein und Knebel ganz entsetzt darüber waren. Schiller scheint ihn ohne Widerspruch hingenommen zu haben. Dafür war er mit einem andern von Moritz' Gedanken, daß ein Kunstwerk nur dann „wahr“ wäre, wenn es „vollkommen“ sei, nicht zufrieden. Schiller meinte, daß man dann „kein einziges vollkommenes Werk“ besäße und daß auch Goethe diesen Forderungen nicht gerecht werden könnte (*Briefe* II 200).

Knebel, der viel mit Moritz beisammen war, und ihn zumindest anfänglich gern mochte, fühlte „seine Existenz“ durch Moritz' Theorie zerstört. Er las die Abhandlung, kurz nachdem sein Streit mit Goethe wegen des Merkurbriefes<sup>17</sup> beigelegt worden war, und beleidigter Stolz mag viel mit seiner Feindseligkeit zu tun gehabt haben. Moritz hatte sich als Versöhnner betätigt und gute Dienste geleistet, wie man Knebels Tagebuch entnehmen kann. Trotzdem, wie das so häufig der Fall ist, mag Knebel diese Einmischung übel genommen haben. Jedenfalls schrieb er an Herder, der sich damals in Rom aufhielt, einen gegen Goethe und Moritz gerichteten Brief (*Herders Reise nach Italien*, S. XXIII) und auch Caroline Herder berichtete ihrem Mann über den Streit.

Während nun Herder aus Italien überraschenderweise vollkommen Knebels Partei ergreift, die *Nachahmung* auf einmal „ein verwirrtes Ding“ nennt, und erklärt, sie habe, als Moritz sie ihm in Rom vorlas, eine unangenehme Empfindung in ihm zurückgelassen (*Herders Reise* 265), stellt sich Schiller auf Moritz' Seite. Als Knebel ihm eine Art Antwortschrift zu lesen gibt, teilt Schiller den Schwestern unter dem Siegel der Verschwiegenheit davon mit. Er finde Knebels Arbeit schlecht und wisse nicht recht, wie er sich dem Autor gegenüber äußern solle. Dann, als Knebel bei einer Zusammenkunft gegen Moritz spricht, schreibt

<sup>17</sup> In der Februar Nummer 1789 erschien im *Teutschen Merkur* ein fingierter Brief Goethes, der gegen Knebels Kunstauffassung gerichtet war. Siehe Goethes *Briefe*, WA, IX, 344; Anmerkungen zu einem Brief an Knebel vom 16. Januar 1789.

Schiller: „Knebel hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten, ob sie gleich nicht alle die meinigen sind, weil er zuweilen Unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst vielerley bei mir entwickelt, und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt“ (*Briefe II* 229).

Dieser Ausspruch dürfte Siegmund Auerbach veranlaßt haben, Schillers „Die Künstler“ auf Ideen von Moritz zu untersuchen und in einer kurzen, aber sehr einleuchtenden Analyse die Stellen hervorzuheben, in denen er sie zu erkennen vermeinte. Er sagt ganz richtig: „ . . . der leitende Gedanke des Gedichts ist dem Kernpunkt der Abhandlung direkt entgegengesetzt. Denn während die Hauptidee des Gedichts . . . ‚die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit bildet,‘ so kommt es Moritz im Gegentheil drauf an, das Schöne von dem Wahren und Guten und allen andern Vollkommenheiten möglichst zu trennen“ (*Nachahmung S. XXXVIII*).

Aber in den einzelnen Strophen finden sich ganz deutlich umgedachte Moritzsche Konzepte und anders gebrauchte Wendungen. Moritz scheint Schiller vor allem geholfen zu haben, seine Problemstellung klarer zu sehen und die Begriffe, mit denen er arbeitete, deutlicher zu charakterisieren. Noch klarer sind die Ideen von Moritz in einem Brief, den Schiller am 30. März 1789 an Körner schrieb, zu erkennen. Körner hatte Schiller sein Urteil über „Die Künstler“ mitgeteilt, er hatte vieles in dem Gedicht dunkel und unklar gefunden. Schiller erklärt nun, was er gemeint habe, und schreibt Sätze, die wie weiterentwickelte Moritzsche Gedankengänge klingen. So lesen wir:

Ich will sagen: Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes und so lange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener einziger Zweck; so zum Beispiel eine einzelne Säule . . . ist sich allein genug. Es [die Säule] kann für sich bestehen, es ist vollendet in sich selbst. — Nun sage ich aber, wenn die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie diese einzelne Ganze in Theile eines Neuen und Größeren Ganzen (*Briefe II* 265).

Drei Jahre nachdem Schiller Moritz' Theorie in sich aufgenommen hatte, begann seine Kantperiode, und die Betonung, die auf die Tugend, den kategorischen Imperativ gelegt wurde, mußte ihn selbstverständlich von Moritz' rein ästhetischer Einstellung entfernen. Trotzdem hat er gewisse Elemente von Moritz' Lehre als sein eigenes auch in viel späteren Werken verwendet.

Noch ein anderes Buch von Moritz spielte eine, wenn auch kleine, Rolle in Schillers Briefen, der *Versuch einer deutschen Prosodie*. Goethe hatte ihm das Buch gesandt und Schiller bedankte sich mit den Worten:

Die kleine Schrift von Moritz, die H. von Humboldt sich noch

auf einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen, und danke derselben einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzschen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen (*Briefe III* 475).

Moritz hat in der *Prosodie* zu beweisen versucht, daß in der deutschen Sprache die „bedeutenden“ Silben die Längen darstellen und die „unbedeutenden“ die Kürzen, daß also der Gehalt eines Wortes oder einer Silbe relativ ist. Schiller kam später noch einmal auf das Buch zurück, als er Wilhelm August Schlegel auf eine Rezension der *Horen* in der *Allgemeinen Literatur Zeitung* antwortete.<sup>18</sup> Er erklärte sich mit dem Urteil Schlegels über einige Verse nicht einverstanden, weil er — Schiller — darin völlig Moritz' Meinung sei „ . . . daß in unserer Sprache der Verstandes Gehalt die Länge und Kürze bestimmt“ (*Briefe IV* 385).

Wie schon früher erwähnt wurde, wissen wir fast nichts von Moritz' Einstellung zu Schillers Arbeiten. Eine hingeworfene Bemerkung Caroline Herders in einem Brief an ihren Gatten: „Moritz lobt die Geschichte der Niederlande“ ist der einzige Hinweis, daß er sich mit Schillers Werken beschäftigte. Es ist jedenfalls auffallend, daß in seinen *Vorlesungen über den Styl*, die ein paar Jahre nach dem Weimarer Aufenthalt erschienen, Schiller von Moritz nicht erwähnt wurde, während Goethe, Wieland, Voß, Ramler und andere als Beispiele für Autoren, die gutes Deutsch schrieben, herangezogen wurden.

An den drei Xenien,<sup>19</sup> die nach Moritz' Tod dessen Verunglimpfer Schlichtegroll<sup>20</sup> so heftig angriffen, dürfte Schiller soviel Anteil gehabt haben wie Goethe. Daß Schiller sich so bereitwillig dazu hergab, nicht nur die Werke, sondern auch die Persönlichkeit eines Mannes zu schützen, der ihm nie nahestand und dem er mit gutem Grund manches nachtragen konnte, zeigt genau so wie seine Einstellung im Weimarer Streit des Dichters überlegene Objektivität. Die Episode Schiller-Moritz ist demnach nicht nur in literarisch-künstlerischer Hinsicht, sondern auch in charakterologischer von beträchtlichem Interesse, und es ist überraschend, daß diese Tatsache bis jetzt so vollkommen außer acht gelassen wurde und Schillers Anerkennung des Autors Moritz als Güte eines großen Mannes gegenüber dem „kleinen“ mit wenigen Worten abgetan wurde.

<sup>18</sup> *Allgemeine deutsche Literatur Zeitung* (Januar 1796). Rezension der *Horen* von August Wilhelm Schlegel.

<sup>19</sup> *Xenien* 1796, hrsg. von Schmidt und Suphan (Weimar, 1893), Nr. 105, S. 12; Nr. 328 und 329, S. 37.

<sup>20</sup> Friedrich von Schlichtegroll, *Nekrolog auf das Jahr 1793* (Gotha, 1795). Karl Gotthold Lenz, Professor am Gymnasium in Gotha, hatte den langen, von persönlichen Angriffen und Unwahrheiten erfüllten „Nachruf“ verfaßt.

## WILLIAM GILMORE SIMMS' "HELEN HALSEY" AS THE SOURCE FOR FRIEDRICH GERSTÄCKER'S "GERMELSHAUSEN"

J. WESLEY THOMAS  
*University of Arkansas*

When, in 1843, Friedrich Gerstäcker returned to Germany from a six-year sojourn in the American Southwest, he was surprised to find that the publication of his travel journals had given him a modest reputation as an author. Despite this initial success, however, Gerstäcker did not immediately devote himself to writing, but turned first to translating for a livelihood and during the next few years produced German versions of a number of works, most of which dealt with life along the American frontier. The best of the works which Gerstäcker translated was a collection of tales by William Gilmore Simms entitled *The Wigwam and the Cabin*. That Gerstäcker should have become interested in the American novelist seems almost inevitable, for Simms was at that time the foremost literary exploiter of the colorful border life of the Southwest, which Gerstäcker had experienced for six years and which he was soon to describe in *Die Regulatoren von Arkansas*, *Die Flußpiraten des Mississippi*, and other writings. A second of Simms' works which the German must have read was the novelette *Helen Halsey*, which appeared in 1845, the same year as *The Wigwam and the Cabin*. The purpose of the present study is to show how the border romance *Helen Halsey* served as the source of Gerstäcker's best known work, *Germelshausen*, which was first published in 1862.<sup>1</sup>

Both the German and the American work tell of a young man who finds his way into a mysterious city in a swamp. Here he falls in love with a young girl whom, however, he must leave behind when he departs. Upon his return to the place, he finds that the city has completely disappeared. The differences between the plots of the two stories are, in general, those which must exist between a novel, even a short novel, and a *Novelle*. *Germelshausen* is characterized by extreme economy: incidents and background materials which are described in minute detail by Simms are often indicated in a single line by Gerstäcker or are combined with other elements of a like nature.

A similar economy distinguishes Gerstäcker's treatment of the characters employed by Simms, although once more he makes no significant deviations from his American source. Simms' hero, Henry Meadows, is about the same age as Gerstäcker's Arnold, that is, about

<sup>1</sup> Since the tradition of the disappearing city is widespread in literature, there are many possible sources for *Germelshausen*. Two such possibilities are indicated respectively by Clarence A. Evans in "A Cultural Link Between 19th-Century Germany and the Arkansas Ozarks," *MLJ*, XXXV (Nov., 1951), 523-531, and by Erich Hofacker in "Über die Entstehung von *Germelshausen*," *GR*, III (Jan., 1928), 23-34.

eighteen. The fact that the hero is no ordinary farmer boy is stressed by both authors. Henry has a keen eye for the artistic in nature and occasionally describes for the reader some such picturesque scenes as those which Arnold is gathering into his artist's portfolio in the first chapter of *Germelshausen*. The figure of Gertrud likewise offers little variation from its counterpart in Simms' novel. She too is very pretty and, at seventeen, is no more than a year older than Helen Halsey. Both girls are natural and unsophisticated in their conduct and both are the innocent victims of the sins of their elders. It is in the person of Gertrud's father, the mayor of Germelshausen, that Gerstäcker is most economical with regard to his characters. In his kindly and genial aspects Gertrud's father is the direct copy of Bush Halsey, Helen's father; as mayor of the village and therefore a leader in the heresy against the church, he is akin to Helen's uncle, the grim and ruthless chief of an outlaw community. The last significant personage in Gerstäcker's story, the old forester, is a direct descendant of Simms' innkeeper, Jeph Yannaker. Both the forester and the over-solicitous Yannaker try to dissuade the hero from his search for the hidden community, and both serve the plot of the story in the role of explicators. (Yannaker is abetted in the latter respect by a traveling merchant who, as a very minor figure in Simms' novel, is readily dispensed with by Gerstäcker.) The four significant characters in *Germelshausen*, therefore, all have their counterpart in *Helen Halsey*. Arnold is modelled after Henry Meadows, Gertrud is derived from Helen, the mayor unites the opposing personalities of Bud and Bush Halsey, and the old forester is Yannaker. A fifth prominent figure in Simms' novel, the renegade minister, Mowbray, is only briefly referred to by Gerstäcker when he speaks of the pastor, "der lustigste von allen," who, like his American colleague, doesn't take religious matters at all seriously.

Although there is a striking similarity between the respective plots and characters of the two works, the definite indebtedness of Gerstäcker to the American writer is most clearly demonstrated by a comparison of specific scenes and incidents. In the beginning of both works the hero is wandering along a lonely road, aimlessly and with thoughts of home, when he reaches a crossroad. Here his adventures begin. The crossroad is marked by an object which symbolizes the boundary between two worlds. In *Germelshausen* it is the ruins of an old stone bridge which separates the nineteenth from the thirteenth century; in *Helen Halsey* it is an inn frequented both by honest farmers to the east and bandits to the west and separating ordered from lawless society. After Arnold passes the old bridge, he goes down a little-used path in the direction of the mysterious city, as does Henry Meadows after his meeting with the merchant. Neither youth finds the community unassisted, but is guided there by one of its residents. In Arnold's case the guide is Gertrud, who greets him as an old acquaintance, calling him, however, by another name.

Henry Meadows is likewise immediately recognized by Helen who, significantly enough, also addresses him by a name not his own. In both stories the entrance into the city is carefully described. When Arnold arrives at the house of the mayor, the latter is expecting him and invites him in for dinner. In Simms' novel, Helen's father has been informed of Henry's arrival, is therefore also expecting him, and likewise invites the youth to dine with him. Both houses are described as being rather forbidding, the one in Germelshausen because of age and poor repair, the house in Conelachita because of its rough log construction. The hall into which Arnold is led has but a single window; the room into which Henry goes has also only one window. The meal in both cases is brought in by a single woman servant. After dinner Gertrud's father plays a violin. Helen's father has also a violin, but this first evening of Henry's visit he plays a flute. The walk which Arnold and Gertrud take after dinner finds its parallel in the many pleasant strolls that were almost the only diversion of Henry and Helen. The scene by the grave of Gertrud's mother was borrowed by Gerstäcker from the vigil at the grave of Helen in Simms' novel. In both instances the grave is outside of the city on a slight elevation and two people are present.

It is the dance which Arnold and Gertrud attend upon their return from the cemetery that shows the most distinct similarities to *Helen Halsey*. In both works, the music, but not the dancing, has already begun when the hero arrives, and it strikes him as being peculiar and loud. The occupants of the hall are sturdy, amiable farm boys and girls and thus belong to a different class than does the hero. The latter notices particularly the strange apparel of the group. The dance-hall is quite spacious and brightly lighted, and the dancing is especially wild and exuberant. In *Germelshausen* as well as in *Helen Halsey*, the sight of the dancing causes the youth to become homesick, but he is distracted from his melancholy by the presence of the heroine, with whom he suddenly finds himself in love. When the girl wishes to send the youth away in order that he may not be entrapped in the city, the latter declares his love and desires to remain with her. But without disclosing the secret of the city the heroine insists that he go and declares that it is because of her fondness for the youth that she wishes to dismiss him. In both the German and American work the entire dance scene is dominated by a striking and carefully maintained leitmotif. In *Germelshausen* it is supplied by the sinister ringing of a cracked church bell; in *Helen Halsey*, by the equally discordant and foreboding twang of a half-tuned violin. For the incident in *Germelshausen* which immediately follows the dance scene, Gerstäcker has utilized two widely separated chapters in *Helen Halsey*. In one, Henry Meadows leaves the dance-hall before the dance is over and in the darkness climbs a nearby hill. After a lengthy vigil there he returns to the inn in which the dance is being held, only to discover that Helen Halsey had disappeared at midnight. The second

chapter comes at the end of Simm's novel. Henry is escaping from Conelachita accompanied by his loved one. Once more it is night. Helen is killed by a shot from the pursuers, is buried, and left behind. Her father guides Henry to safety and then, in spite of the latter's protestations, turns back to the city, leaving the youth alone. The short love scene between Arnold and Gertrud recalls the first embrace of Simms' lovers, not only in its brevity, but also in that it was the girl who initiated the embrace.

Arnold's experiences after Gertrud has left him — the cold, dreary night, the exhausting and fruitless search through the swamp for Gertrud and the village of Germelshausen — are derived from Henry's sufferings during the three trying days in which he looked through the marshes for Helen and Conelachita. Arnold's meeting with the old forester and the subsequent resolving of the mystery remind one strongly of Henry's conversation with Yannaker and the encounter in the swamp with the traveling merchant. Just as the forester does not take Arnold seriously when the latter asks the way to Germelshausen, so Yannaker also can not believe that Henry is in earnest when he inquires concerning the way to Helen's home. Both the forester and Yannaker are obviously reluctant to discuss the hidden city.

It is, of course, this common element of the disappearing city which particularly identifies *Germelshausen* with *Helen Halsey*. The mystery and suspense attached to Germelshausen and Conelachita is carefully developed and forms an important background for the two plots. Both communities are completely isolated, the one by supernatural means, the other by distance, swamps, and the desires of its lawless inhabitants. Both are very old, at least in comparison with surrounding settlements. They stand under a definite ban, Germelshausen because of its religious defection, Conelachita because of its moral transgressions. And, at the end, both cities disappear without trace; even their respective environs undergo transformations.

When one considers the similarity in the plots, in the characters, and in numerous minor situations of the two stories, and when one remembers that Gerstäcker was translating a work by Simms at the very time that *Helen Halsey* appeared, one must conclude that *Germelshausen* was strongly influenced by the American novel. Indeed, the evidence indicates that the German *Novelle* was not merely inspired by Simm's work, but was actually the product of a conscious re-working of *Helen Halsey* — a careful pruning of unnecessary matter, a judicious combining of scenes, and a very fortunate concentration of mood and plot.

## WILLY KRAMPS ÜBERWINDUNG DER HEIMATKUNST

ERNST ROSE  
*New York University*

Die Krise der westlichen Kultur, die in Deutschland im Nationalsozialismus offen in Erscheinung trat, ist ihrem Wesen nach religiöser Natur und kann darum erst durch eine religiöse Neubesinnung überwunden werden. Verdienen deshalb alle religiös eingestellten deutschen Dichter schon allgemein unsere Beachtung, so besonders noch diejenigen, die sich mit materialistischen und totalitären Tendenzen der Literatur bewußt auseinandersetzen. Materialistischen Ursprungs ist aber größtenteils die Heimatkunst mit ihrer Betonung der erdhaften und blutsmäßigen Gebundenheit des Menschen. Selbst dort, wo sie sich romantisch gibt, als eine Pflege der gefährdeten Vergangenheit und der heimlichen Schönheit der Dorfbrunnen, verschließt sie sich dem Rufe des Geistes, der über den Wassern schwebt. Denn die zerstörenden Kräfte der Atomtechnik und der propagandistischen Verkapselung können nur durch eine Bereitschaft zur Weltoffenheit und zur Mitarbeit an der gemeinsamen Zukunft der ganzen Menschheit gebannt werden. Was heute nutzt, ist nicht eine Betonung des Trennenden und Besonderen, sondern des gemeinsamen christlich-jüdischen und antik-humanistischen Erbes. Wo immer daher die Heimatkunst durch den universellen Anspruch des Christentums und der Humanität überwunden wird, sind die Kräfte der Zukunft am Werk.

Ein Überwinder der Heimatkunst ist auch der in Amerika noch kaum bekannte Willy Kramp. Er gehört der Generation der heute etwa Fünfundvierzigjährigen an,<sup>1</sup> die vom wilhelminischen Deutschland nur noch trübe Eindrücke empfingen und deren Weltbild bereits entscheidend von der Niederlage des ersten Weltkrieges und den geistigen und wirtschaftlichen Wirren der Inflationszeit geformt wurde. 1909 als Sprößling einer ostpreußischen Beamtenfamilie zu Mühlhausen im Elsaß geboren, mußte Willy Kramp zehn Jahre später mit über den Rhein fliehen, als die neuen französischen Herren die Familie des Landes verwiesen. Den größten Teil seiner Schuljahre verbrachte er in Stolp an der Ostsee. Nach bestandener Reifeprüfung wandte sich Willy Kramp dem Studium der neueren Sprachen zu, das ihn zunächst an die Universitäten Berlin und Bonn führte, bis er schließlich in Königsberg mit einer Arbeit über Karl Gutzkows soziale Anschauungen zum Doktor promovierte. Er lebte dann als Lehrer an höheren Schulen in Königsberg und in Caporn bei Groß-Heydekrug im Samland und wurde bald nach Beginn des zweiten Weltkrieges als Heerespsychologe eingezogen; 1939 war er dreißig Jahre alt. Er kämpfte seit 1943 an der Ostfront mit und geriet zu Kriegsende in russische Gefangenschaft. Lange galt er als verschollen, bis er schließ-

<sup>1</sup> Vgl. zum Folgenden Karl August Kutzbach, *Autorenlexikon der Gegenwart. Schöne Literatur verfaßt in deutscher Sprache* (Bonn, 1950), 206. Andere Einzelheiten verdanke ich persönlichen Mitteilungen des Verfassers.

lich abgemagert und heruntergekommen 1950 wieder nach Deutschland zurückkehrte.

Als im Jahre 1933 die dämonische Willkürherrschaft des Dritten Reiches begann, war Willy Kramps Bildung bereits im wesentlichen abgeschlossen, und den Erziehungsexperimenten der Hitlerjugend war er nicht mehr unterworfen. Als überzeugter Christ stand er von Anfang an bei der protestantischen Opposition der Bekenntniskirche. Der auf Grund seiner Angaben verfaßte Artikel in Kutzbachs *Autorenlexikon* sagt hierüber:

Seine innere Entwicklung führte von einer stark allgemeinen Religiosität zur evangelischen Gläubigkeit; so bezeichnete er es als eine ihn wesentlich angehende Aufgabe, den Kampf der „Bekennenden Kirche“ mit den Zeitmächten darzustellen. Er gehörte zum Mitarbeiterkreis der evangelischen literarischen Zeitschriften *Eckart*, *Die Furche*, *Die neue Schau*.

Auch auf dem Titelblatt der *Neuen Furche*, der nach 1945 von der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland herausgegebenen Fortsetzung der *Furche*, erscheint Willy Kramps Name neben denen von Horst Bannach, Wolfgang Böhme, Martin Donath, Hans Kallenbach, Eberhard Müller, Reinhold von Thadden-Trieglaff und Adolf Wischmann. Seit April 1950 ist er Leiter des „Evangelischen Studienwerkes“ in Haus Villigst bei Schwerte im Ruhrgebiet.

Von Willy Kramps Werdejahren in der christlichen Studentenbewegung erzählt der Roman *Die Jünglinge*, der 1943 verschiedenen ähnlichen Versuchen folgte<sup>2</sup> und offenbar eine lange Vorbereitungszeit hinter sich hatte. Der Roman möchte mehr als ein persönlicher Entwicklungsroman sein und verwendet darum autobiographische Elemente mit dichterischer Freiheit. Es geht Kramp um das Typische seiner Generation, und der Roman heißt nicht *Ein* oder *Der Jüngling*, sondern „*Die Jünglinge*.“<sup>3</sup>

Von rechts wegen müßte er sogar „*Die jungen Menschen*“ heißen. Denn neben drei Jünglingen sind auch noch zwei junge Mädchen wesentliche Träger der Handlung. Allen diesen jungen Ostpreußen ist durch den Ausgang des ersten Weltkrieges die Aufgabe gestellt, die Niederlage ihres Volkes zu überwinden. Der nationale Politiker unter ihnen, der Prinzipien verficht, geht an seiner Wirklichkeitsblindheit zugrunde. Der unpolitische, von den Tiefen des Lebens zurückschreckende Romantiker kommt auf einer Tibetexpedition um. Die Genießerin, die alle Ideale wegwarf und schließlich das Leben nur noch als ein dummes Spiel ansieht, wird von allen verlassen und verbrennt in einem Feuer,

<sup>2</sup> Dem Roman *Die ewige Feindschaft* (1932), der Erzählung *Die Herbststunde* (1937) und der Geschichtensammlung *Wir sind Beschenkte* (1939). Es gibt von Kramp außer den hier und oben erwähnten Werken auch eine Übersetzung von Joyce Carys *African Witch* (1936) unter dem Titel *Der schwarze Prinz*.

<sup>3</sup> Willy Kramp, *Die Jünglinge*. Roman. Hamburg: Hans von Hugo Verlag, 1943. 644 S. Es gibt davon auch eine 1949 erschienene Neuauflage.

das sie selbst verursacht hat. Einzig die *treuen* Menschen bestehen, die sich ihre Jugendideale bewahren oder sie doch wiederfinden, die aber gleichzeitig der Wirklichkeit unerschrocken ins Auge sehen. Der Weg dieser tapfer im Leben stehenden Christen ist gewiß nicht einfach und nicht leicht zu finden. Am sichersten noch wandelt ihn Bertel von Dönitz aus ihrem naturnahen Weibtum und ihrer durch nichts erschütterten Familiensittlichkeit heraus; doch auch sie muß lange auf die Erfüllung durch den ihrer würdigen Gatten warten. Schwerer hat es ihr Gespiele Ortwin, Graf Gortz. Zwar beschatten materielle Sorgen seinen Weg nur wenig, und auch als er innerlich unsicher in Berlin Volkswirtschaft studiert, kann er noch immer in den landwirtschaftlichen Beruf der Väter zurückkehren. Aber doch gewinnt er erst spät eine klare Stellung zur Wirklichkeit. Jahrelang hält er einer leichtfertigen Verführerin die Treue, und noch als er ihre rettungslose Verworfenheit eingesehen hat, schießt er sich mit ihrem Bruder um ihre Ehre. In rührendem, aber unangebrachtem Idealismus ist er zuletzt noch bereit, auf Bertel zu verzichten, um jene Eva zu retten. Aber schließlich lernt er doch den Dämonen des Lebens ins Auge sehen und sich wider sie entscheiden. Im Bunde mit Bertel wird er auf heimischer Scholle arbeiten, ein fleißiger und sozial denkender, sich nicht besser als die anderen dünkender Gutsherr, bemüht um ein vorbildliches Leben im Sinne des Christentums, wirklichkeitszugewandt, aber doch nicht der Wirklichkeit versklavt, eingedenk der Not des Vaterlandes, ohne zu versuchen sie mit politischer Kurpfuscherei zu beheben, ein christlicher Humanist im besten Sinne des Wortes.

Die vielen Handlungen, von denen wir hier nur die Haupthandlung mit wenigen Sätzen umrissen haben, verwirren manchmal das Bild unnötig, und den Grundgedanken des Romanes verliert der Leser auf weite Strecken aus den Augen. Kramp verfällt auch noch in den Fehler vieler Weltanschauungsromane, aufs ausgiebigste zu philosophieren. Trotzdem ist der Roman eine beachtliche Anfangsleistung. Von der Marionettenkunst seines Landsmannes Sudermann unterscheidet sich Kramp vorteilhaft durch seinen sittlichen Ernst, und vor Wiechert, an den er manchmal erinnert, hat er die größere weltanschauliche Sicherheit und die Freiheit von jeglicher Sentimentalität voraus.

Der schon vor den *Jünglingen* erschienene Roman *Die Fischer von Lissau* ist bisher Kramps bekanntestes Werk geblieben.\* Es ist sein erstes

\* Willy Kramp, *Die Fischer von Lissau. Roman*. Düsseldorf: L. Schwann, 1939. Zitiert nach der Lizenzausgabe des Hans von Hugo Verlages in Hamburg (50. Tausend!), 1947. 288 S. 1950 kam das 160. Tausend im Deuerlich'schen Verlage in Göttingen heraus. Das Buch wurde ins Schwedische, Norwegische und Holländische übersetzt. Von seiner Wertschätzung in Deutschland zeugt das folgende Urteil des Freiherrn Otto von Taube. „Ich habe das Buch Wort für Wort gelesen — sein Deutsch ist von hoher Anschaulichkeit und Bannkraft: ich lese es wieder und möchte nicht aus ihm heraus; ist mir doch nicht, als ob ich etwas läse, sondern als lebte ich all diese unscheinbaren, doch im Tiefsten beruhenden Mensenschicksale mit. Es läßt uns der Glanz des Wassers nicht los, und das rote Abendlicht auf den

Buch, in dem er sich vom allzu Persönlichen ganz frei macht. Auch sonst zeigt das Werk einen bewußter formenden und mit seinen Kunstmitteln sparsamer umgehenden Autor.

*Die Fischer von Lissau* sind der Roman eines Dorfes am Frischen Haff. Er erzählt von der schweren, lebensgefährlichen Arbeit und dem wüsten, sitzenlosen Leben seiner Bewohner. Die Männer trinken und vergewaltigen die Mägde. Die Frauen müssen es ertragen, wie herrenloses Vieh verfolgt zu werden. Über dem Dorf aber haust auf seinem langsam sich mindernden Erbgut der Baron Fernitz, der auch keinen Deut besser ist als seine ehemaligen Leibeigenen. Wie diese verlotterten Verhältnisse durch die freie Entscheidung eines einfachen Fischers allmählich besser werden, ist das Thema des Buches. Auch er, dieser Bernhardt Gey, ist kein Heiliger, und er fällt sogar nach seiner Bekehrung manchmal in seine alten Sünden zurück. Aber er hat doch den Mut, der Stimme seines Gewissens zu folgen, und so rettet er sich aus dem Laster. Sein Beispiel aber erlöst auch die anderen. Sie überwinden ihre Trunksucht, sie treiben nicht mehr Unzucht, sie werden fleißig und bebauen das verwahrloste Land. Vor allem aber überwinden sie ihre Selbstsucht, wie schwer es auch besonders den Müttern fällt, die ihre Söhne von der gefährlichen Seefischerei und vom Hineinheiraten in fremde Familien abbringen und ganz für sich behalten möchten.

Der Roman hat episches Format. Eine Fülle von Gestalten und Ereignissen dient der Entfaltung des Themas. Es sind viele naturalistische Einzelbeobachtungen zusammengetragen, und Willy Kramp scheut durchaus nicht vor brutalen Auftritten zurück. Er versteht es auch, die Schwerzungigkeit der einfachen, naturnahen Leute gut wiederzugeben; das halb oder gar nicht ausgesprochene Wort spielt bei ihnen eine große Rolle. Aber der wahre Sinn dieses Lebens ist nicht vordergründig naturalistisch, sondern seelisch, und darum ist der eigentliche Stil der Geschichte ein beinahe romantisches Stil der Naturbeseelung. Die Apfelbäume haben „ihre grünen Mäntel im Schlaf eng um sich gezogen“ (62), eine Birke richtet sich am Morgen auf und sinkt „erschauernd zusammen wie ein Vogel, der am nassen Morgen seine Schwingen ausschüttelt“ (113), die Tage im Herbst heben „sich jeden Morgen mühsamer und widerwilliger von ihrem dumpfen Lager empor, als verzagten sie im Angesicht des schrecklichen Himmels“ (211), die Nachtwolken schließen den Himmel von Erde und Wasser ab „wie mit einem schmutzigen, zottigen Lammfell“ (213). Und am Ende der Erzählung steht die Einsicht „Daß Gott die Menschen lieb hatte, ob er auch von ihrem Ungehorsam und ihrer Sünde wußte. Hatte der Schöpfer nicht selbst Menschenantlitz angenommen zum Zeichen, daß alle menschliche Armut, Not und Schuld ihn nicht hindern sollte, sein Geschöpf zu lieben, und zu sich zu ziehen in seinen reinen Frieden?“ (260).

Schiffssegeln, und der Sprossergesang, und das lange Licht der hellen nordischen Nächte.“

Hier ist alle bloße Heimatkunst durch eine Besinnung auf die christlich-humanistischen Elemente der deutschen Kultur überwunden. Das Thema ist nicht die Geschichte einer Landschaft; vielmehr ist eine Dorfgeschichte als Beispiel genommen für die Entwicklung des Menschen zur wahren Kultur.

Gelernt hat Willy Kramp auch hier manches von Sudermann und Wiechert, aber auch von Knut Hamsun. Trotzdem gibt er durchaus Eigenes und ist von aller verschwommenen Naturmystik weit entfernt.

Daß ein solcher Dichter den Nationalsozialismus ablehnen mußte, versteht sich von selbst. Am Ende der Auseinandersetzung mit dem Ungeist der Diktatur steht die Erzählung *Die Prophezeiung* (1951),<sup>5</sup> die Willy Kramps erstes größeres Werk<sup>6</sup> seit seiner Rückkehr aus Rußland ist; aber sie benutzt die Erlebnisse der Gefangenschaft lediglich zu einer gründlichen Abrechnung mit der totalitären Ideologie. Und selbstverständlich erfolgt diese Abrechnung von der religiösen Seite her. Sie zielt in das Innere der totalitären Macht, in den Glauben an die Voraussagbarkeit der Zukunft und die Unfehlbarkeit des Führers, dem das Künftige kraft sogenannter wissenschaftlicher Einsichten klar vor Augen steht.<sup>7</sup> In seiner absurdesten Form lautet dieser Glaube: „Der Führer weiß alles!“

Im Mittelpunkt der Erzählung stehen die beiden Brüder Böcklam, genannt „die Pinguine“, weil sie in ihrer rundlichen, pedantischen Selbstzufriedenheit an diese Tiere erinnern. Der Korporal Fritz Böcklam, der ältere der Brüder, hat im Kampf gegen die bolschewistischen Partisanen eine russische Kartenlegerin kennen gelernt. Als ihre Behauptungen mehrmals aufs erstaunlichste eintreffen, gibt der Korporal seine anfänglichen Zweifel auf und glaubt schließlich in fanatischster Weise an ihre Prophezeiungen. Im Gefangenentaler, wo er zuletzt landet, wird dieser Glaube sein einziger Trost und tritt sogar an die Stelle seines auf der Schulbank gedankenlos erlernten Gottesglaubens. Als er auch seinen jüngeren Bruder Albert im Lager wiederfindet, weiß er, daß nun alle übrigen Teile der Prophezeiung genau eintreffen werden; all sein Unglück wird vorübergehen, und er wird nach zwei Jahren „um die Zeit des größten Festes“ befreit werden.

Der Glaube an die Prophezeiung beherrscht die Brüder nun ganz. Sie werden hochmütig und gefühllos gegen die Leiden der Mitgefangenen. Ja, Fritz Böcklam läßt es sogar geschehen, daß die Russen seinem

<sup>5</sup> Willy Kramp, *Die Prophezeiung. Erzählung*. Göttingen: Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1951. 103 S.

<sup>6</sup> Sonst veröffentlichte er noch die Erzählungen *Was der Mensch wert ist* (Göttingen: Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1952, 125 S.), die Erzählungen *Sieben Paten* und das Schauspiel *Konopka* (beides ebendort 1952). Im Verlag „Kirche und Mann“ erschienen 1951 Kramps „Erfahrungen und Begegnungen in sowjetrussischer Kriegsgefangenschaft“ unter dem Titel *Ich rufe*. Auch zu den Sammelbänden *Buch der Christenheit* und *Pfarrerspiegel* des Eckart-Verlages hat er Beiträge geliefert.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu Hannah Arendt, *The Origins of Totalitarianism*. New York: Harcourt, Brace & Co., 1951.

Bruder Albert seine eigenen Kriegsverbrechen vorwerfen und ihn deswegen zu Tode mißhandeln. Im verbblendeten Glauben an die eigene Unverletzlichkeit macht schließlich der Korporal um die Zeit des ehemals höchsten russischen Festes, des Osterfestes, einen Fluchtversuch.

Aber der Versuch mißlingt, und Fritz Böcklams Glaube erleidet elendiglich Schiffbruch. Ein sächsischer Flickschuster, der sich seinen einfachen, aber ernsten Christenglauben bewahrt hat, rettet den Korporal noch rechtzeitig vor den Mißhandlungen der Kameraden, denen seine Flucht bloß harte Behandlung eingetragen hat. Wird Fritz bereit sein, auf die Reden des Schusters zu hören? Denn er hat den wahren Glauben, der das Leben ertragen hilft. Er weiß, daß man das Leben nicht erforschen kann und daß der Mensch nur die Aufgabe hat, demütig sein Schicksal hinzunehmen und es sich zu eignen zu machen. Er weiß auch, daß kein Mensch schuldlos ist, wie der Korporal einmal in seiner Verblendung behauptet hat; wir sind allzumal Sünder, und einer trage des anderen Last.

An dieser Einsicht gemessen erweisen sich sowohl die nationalsozialistische Rassenlehre wie der wissenschaftliche Marxismus als unzureichende Gedankengebilde menschlicher Eitelkeit. Aber trotzdem redet Willy Kramp kaum von Politik, und man darf seine Erzählung nicht ein Tendenzwerk nennen. Denn es geht hier um mehr als um politische Programme und Aktionen; es geht um eine grundsätzliche weltanschauliche Haltung, die allen solchen Programmen und Aktionen erst ihren Sinn gibt. Diese Haltung ist religiös in einem durchaus überkonfessionellen und übernationalen Sinn. Unter Kramps deutschen Kriegsgefangenen gibt es neben vielen einfachen, schlicht gehorsamen Soldaten auch Schweinehunde, die ihre Brüder um ein Butterbrot den bolszewistischen Peinigern ausliefern. Und beiläbe nicht alle Russen sind bolszewistische Peiniger. Der eine Partisanenführer stirbt als ein Held, und die Mehrheit der Russen zeigt sich gutmütig und menschenfreundlich; viele haben sich noch Spuren ihrer einstigen Religion bewahrt wie selbst jene Wahrsagerin, die Fritz Böcklam warnte, „er möge bei alledem doch stets einzig Gott die Ehre geben; denn nur mit Gott im Bunde werde alles, was sie zu prophezeien habe, zu einem guten Ende kommen.“ Mögen die einzelnen Russen oder Gefangenen auch vorwiegend gut oder schlecht sein, so ist doch keiner von ihnen ein vollkommener Engel oder ein vollständiger Teufel.

Ebenso phrasenlos sachlich und sauber ist die Sprache, ohne grammatische Geschraubtheiten und stilistische Manirierheiten. Der Aufbau der Erzählung ist klar und fesselnd und hält sich trotz nötiger Abschweifungen und weiten Ausholens von Anfang an an das Hauptthema.

In dieser jüngst erschienenen Erzählung hat Kramp endlich auch als Darsteller dieselbe Einfachheit erreicht, die er als Essayist schon immer meisterte. Man lese nur seinen Aufsatz „Über das Hören des Wortes“

im Märzheft 1937 der Zeitschrift *Das Innere Reich*,<sup>8</sup> wo er in bewußtem Gegensatz zur nationalsozialistischen Ideologie „Gehorsam“ von „Hören“ ableitet und für ein demütiges Hören auf die Stimme des Gewissens und der Offenbarung eintritt.

Wo im schlichten täglichen Leben zwischen Mensch und Mensch die Fähigkeit des genauen Hörens erlischt, da erlischt zugleich nicht nur die Fähigkeit, Offenbarungen des Menschengeistes in Wort und Schrift voll aufzunehmen, sondern da erlischt endlich auch der Gehorsam gegen den im göttlichen Wort geoffenbarten Willen Gottes . . . In einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo im religiösen und wissenschaftlichen wie im politischen und wirtschaftlichen Leben ständig alles auf Entscheidung drängt, ist es eine vollkommene Illusion zu glauben, daß man noch irgend ein Problem des geistigen oder praktischen Lebens anders meistern könnte als aus eigener grundsätzlicher Lebens- und Glaubensentscheidung heraus. Wer sich nicht zu jenem echten Gehorsam durchzudringen vermag, der zugleich bindet und befreit, zugleich untertan macht und doch im Dienste erhöht, der wird zu einem Gehorsam gebracht werden, der da knechtes, ohne im Dienst zu erhöhen, und bindet, ohne freizumachen. Wer sich heute nicht entscheiden kann, über den wird entschieden werden.

Das kulturelle Erbe Deutschlands ist bei den christlichen Dichtern vom Schlag Willy Kramps in guten Händen. In einem im *Ostpreußensblatt* vom 15. April 1952 erschienenen Aufsatz „Wir werden leben“ spricht er von der Gefahr, in der die Heimatvertriebenen stehen, sich „entweder nur noch gierig nach neuem Besitz und neuer Sicherheit auszustrecken,“ oder aber alle Arbeit nihilistisch aufzugeben; auch das nationalistische Ressentiment, den „leeren, starren Anspruch“ auf die geliebte Heimat nennt er nur eine „trennende, tote Form.“ Als wirkliche Pflicht der Heimatvertriebenen bezeichnet er

die Aufgabe, aus den Trümmern dieser Zeit das Bild des wahren Menschen und des wirklich Menschlichen herauszuretten. Denn das haben die Besten und Wertvollsten unter uns doch wohl erfahren: Man kann alles auf dieser Welt verlieren, Haus und Hof und Heimat, aber sein Mensch-Sein, seine menschliche Würde, seine Gottesebenbildlichkeit kann einem keine Gewalt der Erde und kein noch so schweres Schicksal rauben, wenn man dies nicht alles selbst preisgibt. Die wahren Werte des menschlichen Lebens — Glaube, Güte, Liebe, Treue, Gerechtigkeit — werden dadurch nicht entwertet, daß sie in unserer Zeit anscheinend selten zu finden sind.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> *Das Innere Reich*, III, 1505-1522.

<sup>9</sup> Über die zukünftige Gestaltung der deutschen Kultur äußerte sich Willy Kramp auch in *Velhagen und Klasings Monatsheften*, IX, Heft 4 (Juni, 1952), 323-324 unter dem Titel „Das Streben zur Mitte und zum Ganzen.“

## NEWS AND NOTES

**SOME EDUCATIONAL CONSEQUENCES OF THE NEUROPHYSIOLOGICAL MECHANISMS OF SPEECH.** The following communication by Wilder Penfield of the Montreal Neurological Institute was published in the *Bulletin* of the American Academy of Arts and Sciences, Volume VI, Number 5, February, 1953: "The brain of man is distinguished from the brain of all other mammals by its possession of elaborate mechanisms for the function of speech. There are four separate areas of the human cerebral cortex devoted to vocalization. In the dominant hemisphere there are three or four areas that are specialized for the formulation of speech and the acquisition of language. — There is an age when the child has a remarkable capacity to utilize these areas for the learning of language, a time when several languages can be learned simultaneously as easily as one language. Later, with the appearance of capacity for reason and for abstract thinking, this early ability is largely lost. — One who is mindful of the changing physiology of the human brain might marvel at educational curricula. Why should foreign languages (dead or alive) make their appearance long after a boy or girl has lost full capacity for language learning? Why should the efficient methods so long employed at the mother's knee be replaced by the techniques of grammar and syntax at a time when the mechanisms of the brain employed in learning speech are relatively inflexible and senescent?"

**IMPORTANT RESOLUTION.** In Chicago on March 7, 1953, the nine hundred persons attending the eighth National Conference on Higher Education, sponsored by the Association for Higher Education (a department of the NEA), voted unanimously for the following resolution:

WHEREAS, a great need of our generation is for a wider and deeper understanding of other nations and other peoples, and

WHEREAS, a knowledge of the language of a people contributes greatly to the understanding of a foreign culture,

**BE IT RESOLVED:** That this Conference recommend that increasing provision be made for the study and effective teaching of foreign languages and cultures at all levels of American education — elementary, secondary, higher.

**GERMAN SECTION OF THE CSMLTA MEETINGS.** The following programs have been announced:

*Cincinnati, April 11, 1953: Hotel Netherland Plaza.*

Chairman: E. Heyse Dummer, Bradley University.

Secretary: D. V. Hageman, University of Kentucky.

Program: 1. "Handrails in German," A. Wayne Wonderley,

Ohio State University.

2. "Malte Laurids Brigge," Norbert Fuerst, Indiana University.
3. "Jean Paul und Ernst Jünger," Rudolf A. Syring, University of Cincinnati.

Milwaukee, May 2, 1953: Plankinton House.

Chairman: Ernst S. Willner, University of Illinois, Navy Pier.

Secretary: Hildegarde Stielow, St. Olaf College.

Program: 1. "Notes on Gottfried Benn," William DeHorn, Marquette University.

2. "Wiecherts letzter Roman: *Missa sine Nomine*," Fritz Richter, Illinois Institute of Technology.
3. "Foreign Literature in English Translation," Frank H. Wood, University of Minnesota.
4. "The German Service Bureau," Emma M. Birkmaier, University of Minnesota, and Lester W. J. Seifert, University of Wisconsin.
5. "Some Problems of Teaching German in High Schools," Arnold Mendel, University of Minnesota High School; Gustav Mietke, Austin High School, Chicago; and Helmut Meyerbach, Taft High School, Chicago.

## BOOK REVIEWS

**Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield.**

By Eduard Castle. Wien-München: Manutiuspresse, 1952. 727 pp. 28 plates, genealogical table.

In an article "Odyssee eines Nachlasses" (*Zeit*, 8. Januar 1953) Erich Trunz tells the phantastic story of the Johann Georg Hamann papers from the time their collection was started in Königsberg until, completely unexpected, they began to be published in Vienna last year. Miraculous as their history was during the fateful years of the War, the story of Castle's Sealsfield biography is possibly even more unusual. On the eve of the first World War, Otto Heller had completed arrangements for the publication of a definitive edition of Sealsfield's works and letters, and the individual volumes had already been assigned to Sealsfield scholars here and abroad when the war made it impossible to carry out the publication plan. Before World War II got started, Professor Castle of the University of Vienna, with the unselfish and intensive assistance of Albert Kresse of Stuttgart, obtained much of the material which had been prepared for the proposed definitive edition, particularly the material for the volume of letters which Professor Ravizé of Paris had gathered so laboriously, and also discovered a great deal of new material himself. Everything possible was photostated, and even after the second World War had begun, he was still in correspondence with American Sealsfield scholars via Siberia. In the period from March 1943 to August 1944 he then wrote his Sealsfield biography, but its publication was delayed by the unexpected death of the energetic owner of the Karl Siegismund Verlag in Berlin-Grunewald, who had

contracted for publication. But his widow carried on, and the manuscript was already in the composing room when bombing attacks on Vienna destroyed the printing establishment, and the destruction of Berlin which followed soon after put the publishers out of business for an indefinite time. Franz Perneder, who took over the business, released the manuscript only many months later, for he himself could not undertake its publication. Castle kept filing on the manuscript while he attempted to find a new publisher with enough capital to undertake publication, but so much capital had been destroyed through the war that the second extensive attempt to reestablish Sealsfield's fame seemed to have been doomed a second time by a second world war.

In the early fall of 1945 this reviewer, who at the time was stationed with the United States Military Government in Berlin, was assigned to escort the courageous and now famous Bishop of Berlin, Dr. Dibelius, to Stuttgart to attend an important meeting with the Lord Bishop of Chichester there. After delivering the Bishop safely in Stuttgart, this reviewer looked up Herr Albert Kresse at his Stuttgart-Sillenbuch home to see how he had fared under the bombing attacks on Stuttgart. He found Herr Kresse in good health, his unique Sealsfield collection intact, and intact also a manuscript copy of Castle's ill-fated Sealsfield biography. Upon his return to Berlin he visited many bombed out addresses before he finally found the publisher who held the rights to Castle's work. When several months later he was transferred to the Office of Military Government for Württemberg-Baden, he undertook to sponsor the publication of the biography of this great poet-laureate of American democracy with the aid of funds at the disposal of Military Government for purposes of reeducating the Germans. Since the official program of the United States had been defined as "Demilitarization, Denazification, and Democratization" (the wording is that of the generals and not of this reviewer) he felt convinced that Military Government propaganda funds could be invested in no better manner than in the publication of a biography of the discoverer of American democracy, the man who had dedicated his *Cajüttenbuch* to Secretary of War Poinsett and his *Lebensbilder aus der Westlichen Hemisphäre* to the German nation "als Spiegel der Selbstbeschauung." Here, in other words, was a biography of an "Ur-reeducator" of Germans. This reviewer obtained enthusiastic approval of the planned publication from various Military Government offices in Württemberg-Baden, and the project was forwarded with the approval of the Land Military Governor to the American head office in Berlin for final approval. This reviewer was already counting the days toward publication when he was informed that the plan had been turned down by the highest responsible official.

Upon his return to this country this reviewer, from the vantage point of a university position and armed with some excellent reviews of Sealsfield's works taken from American journals and newspapers of the 1840's, appealed to career diplomat, the Hon. Walter J. Donnelly, then High Commissioner and Ambassador to Austria, for a grant in aid of publication of the Castle biography, with the result that this first extensive biography of what Mundt called "the Greatest American Author" is now published.

So much space has been used to give the genesis of this work that the review itself will have to be cut short, but this story must be told in some review, and the critical reviewing might well be left to others who will be able to approach the work without the sense of attachment which this reviewer naturally feels for the work that he helped bring into this world.

Briefly, it is the most extensive and thorough work that has so far been done on this elusive writer. Castle has spared no pains to get to the bottom of the Sealsfield mystery. He gives us an abundance of new material about the man and his literary and political work. For the first time in Sealsfield research we are given a full explanation of the motives which led Postl to give up his name and

calling and to begin an entirely new existence. With the help of Albert Kresse and others Castle has traced the course of Sealsfield's escape almost step by step, documenting his statements with the publication of important new letters he and others have discovered.

In one point this reviewer cannot agree with Castle, viz. on the emphasis which he places on the Masonic influences in Sealsfield's career. This theory, interesting as it sounds, seems overdrawn. The explanation given for the attitude of the Metzler Verlag toward further publication of Sealsfield's works seems unsupportable by the facts. It would seem to this reviewer that the best explanation of this matter is simply found in Sealsfield's difficult personality, and in his miserly, annoying, and distrustful manner. One need only consider his frequent change of publishers and then read Erhard's long letter of September 27, 1845 (*JEGP* XLI, 2, April, 1942).

An element of haste is noticeable to the careful reader, and many corrections which had been made in proof were not made in the final copy. When one considers the author's advanced age, the fact that two wars already have destroyed plans for the publication of works of this kind, and finally the fact that life in Vienna since the last war gives little assurance of a predictable tomorrow, then this last minute rush must be pardoned. This rush probably also explains the regrettable lack of credit given to Herr Albert Kresse for placing at Professor Castle's disposal the best of all existing Sealsfield collections, a great part of which consisted of heretofore unpublished material.

Clark University.

-Karl J. R. Arndt

#### Das deutsche Hamletbild seit Goethe.

Von Hans Jürg Lüthi. Sprache und Dichtung, Bd. 74, hrsg. von F. Strich und W. Henzen. Bern: Verlag Paul Haupt, 1951. 193 S. Fr. 12,-

Wohl keine zweite Gestalt englischer Dichtung beschäftigt die Deutschen seit beinahe zweihundert Jahren so leidenschaftlich wie Shakespeares *Hamlet*. Die verschiedensten Interpretationsmethoden wurden auf das Werk angewandt, von der philosophischen bis zur psychologischen, von denen, die das Drama als Einheit würdigen, bis zu denen, die Hamlet ausschließlich als Persönlichkeit zugetan sind. So ist es äußerst begrüßenswert, eine diesem Themenkomplex zugewandte Gesamtstudie vorzufinden. Ihr Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Hamletdeutungen seit Goethe in ihrer geschichtlichen Bedingtheit und Eigenart zu erfassen und aus der Gedankwelt ihrer Verfasser heraus zu verstehen und darzustellen.“ Dieser Aufgabe hat er sich auch mit großer Gründlichkeit und musterhafter Objektivität unterzogen. Seine Arbeit umfaßt vier Hauptgruppen: I. Die klassische und romantische Hamletdeutung, II. die philosophische, III. die des Realismus und IV. die am Ende des 19. Jahrhunderts, mit einer in unsere Zeit hinüberweisende Schlußübersicht.

Die Studie beginnt mit einer Analyse von Goethes Hamletdeutung, namentlich wie sie in *Wilhelm Meisters Lehrjahren* vorliegt. „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll,“ heißt es dort, das individuelle Wollen werde zum Sollen gesteigert, das von der sittlichen Notwendigkeit gefordert wird. Goethe sieht das Hamletdrama im großen, metaphysischen Zusammenhang. Für Friedrich Schlegel hingegen liegt der Mittelpunkt des Ganzen im Charakter des Helden, in seiner „heroischen Verzweiflung,“ und der Grund seines inneren Todes sei die Größe seines Verstandes. Hamlet wolle nicht handeln, weil er die Wertlosigkeit der heldenhaften Tat erkannt habe. Dieses Nichtwollen (Nichtkönnen bei Goethe) ergebe den Weltschmerz, die Todessehnsucht. Das Einzelschicksal ist für F. Schlegel zum Menschheitsschicksal geworden.

Von der klassischen und romantischen Hamletdeutung wendet sich Lüthi

der philosophischen zu. Für Hegel ist die Kunst eine Stufe des absoluten Geistes, sie heilt den Bruch zwischen Diesseits und Jenseits durch das Kunstwerk, „das erste versöhnende Mittelglied zwischen dem bloß Äußerlichen, Sinnlichen und Vergänglichen, und dem reinen Gedanken, zwischen der Natur und endlichen Wirklichkeit und der menschlichen Freiheit des begreifenden Denkens.“ Die höchste Stufe aller Kunst ist für Hegel das Drama, da es die Objektivität des Epos mit dem subjektiven Prinzip der Lyrik in sich vereinige. Im *Hamlet* erblicke Hegel insofern eine Versöhnung, als der äußere Tod eine bloße Realisierung des schon vollzogenen inneren sei. Schopenhauer sieht Leben als Leiden. Die mit dem Leben gegebene Notwendigkeit einer Lebensüberwindung empfindet er als tragisch, die Überwindung selbst aber als versöhnend und erlösend. So beginnt für Schopenhauer mit Hamlets Resignation die Versöhnung, die freilich für ihn einen ganz anderen Sinn hat als für Hegel. Sie dient nicht der Erringung einer höheren Stufe des Lebens (Synthese), sie führt vom Leben fort, durch die Überwindung des Lebens in den Tod. Hegels Optimismus steht der metaphysische Pessimismus Schopenhauers gegenüber. (Sehr aufschlußreich auch die angeführten Parallelen zwischen F. Schlegel und Schopenhauer.)

Der Verfasser beschäftigt sich sodann mit der Hamletdeutung der Hegelianer: für Eduard Gans ist *Hamlet* die Tragödie des Verstandes, der Reflexion; für Heinrich Theodor Rötscher bedeutet Hamlets Reflexion moralische Schwäche, die Negation des heroischen Prinzips, die Inkarnation der Stärke und Schwäche des deutschen Volkes; für den religiös gefärbten Hermann Ulrici ist Hamlets Entzagung absolute schöpferische Freiheit, „eine auf echt sittlichen Motiven ruhende Resignation“; nach Hebbel verstößt die maßlose Vereinzelung des Individuums gegen die von der absoluten Idee geforderte Harmonie zwischen Individuum und Gemeinschaft (Pantratismus); Georg Friedrich Gervinus sieht im Hamletedrama eine Vorwegnahme der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts, Friedrich Theodor Vischer (*Kritische Gänge*) in Hamlet den Ironiker, der der Welt die Idee als Maßstab zugrunde legt, er „läßt diese als Folie durchscheinen und die Welt wird ihm komisch.“ Von der Nachfolge Schopenhauers hebt Lüthi namentlich Grillparzer, Julius Bahnsen und Nietzsche hervor. Ist für Grillparzer *Hamlet* eine Abkürzung der Natur und für Bahnsen Gegenstand des schwärzesten Pessimismus, so ist nach Nietzsche Hamlets Erkenntnis von dem lächerlichen oder schmachvollen Wesen der Dinge für seine Unlust zum Handeln verantwortlich (*Geburt der Tragödie*). Die bei den Hegelianern als Synthese gewertete Gestalt des Fortinbras wird von der Nachfolge Schopenhauers überhaupt außer Acht gelassen.

Der Realismus (Grabbe, Börne, Heine, Freiligrath) deutet *Hamlet* durchaus von einem aktivistischen, ja politischen Gesichtspunkt aus (siehe namentlich Freiligraths Gedicht „Hamlet“). Mit ihm macht sich eine bequeme Verflachung der Anschauung bemerkbar, wozu die Goethe-Geringschätzung jener Zeit ein geeignetes Seitenstück bildet. Auch die realistisch-psychologische Betrachtungsweise Otto Ludwigs vermag ihr nicht zu steuern. Ihm ist *Hamlet* ein Paradestück, ein Triumph der Beredsamkeit und Rhetorik, „der Feuerwerker, der mit seinem eigenen Pulver auffliegt.“ Nach Lüthi ist der Tiefstand der Hamletdeutung in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erreicht.

R. Loening, dessen *Die Hamlettragödie Shakespeares* Lüthi in seinem Vorwort erwähnt, leitet sodann die Reihe der Hamletkritiker um die Jahrhundertwende ein. Für ihn ist Hamlets Untergang nicht Strafe für eine Schuld sondern tragisches Unterliegen im Kampf um seine Individualität. Über Karl Hebler und H. Türk gelangen wir zu Kuno Fischer, für den alle Interpretationsfragen gelöst erscheinen, denn für ihn sei *Hamlet* keine Rache— sondern eine Charaktertragödie, die irrationale Notwendigkeit und dunkles Schicksal ausschließe.

Das Schlußkapitel rekapituliert und betrachtet, ohne apodiktisch zu urteilen, wie überhaupt die sachliche Art und Methode des Verfassers besonders hervorge-

hoben zu werden verdient. Mit einer kurzen Diskussion von Julius Babs *Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik*, F. Gundolfs *Shakespeare und der deutsche Geist*, Gerhart Hauptmanns Aussagen und Max Deutschbeins Deutung, für den sich Hamlet in einer Grenzsituation befindet: Scheinwelt der Natur und absolute Welt der Transzendenz, überbrückbar nur durch eine Schicksalsbejahung — schließt dieses empfehlenswerte Buch, das denn doch beweist, daß Gelehrsamkeit in unserer Zeit noch nicht ausgestorben ist.

Colorado College.

— Thomas O. Brändt

### Liebeslyrik der deutschen Frühe in zeitlicher Folge.

Herausgegeben von Hennig Brinkmann. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann, 1952. 439 S.

Brinkmann's book contains, in general, the poems that are to be found in *Minnesangs Frühling*, plus the *Minnedichtung* of Walther von der Vogelweide and the *Lieder* of Wolfram. Omitted are stanzas of dubious authorship, e.g. Wolfram 9, 4, and stanzas which appear not to be concerned with Minne, e.g. the poems of Sper vogel (MF. 20, 1—31, 6). For reasons not stated, the stanzas of Engelhart von Adelnburg (MF. 148, 1—149, 4) are not included. Of the first sixty-six poems of Walther as printed by Paul (5. Aufl. 1921) all are included in Brinkmann's collection except the poems which Paul numbers 1, 9, 33, 46, and 60 (= 91, 17; 120, 25; 70, 1; 184, 1 and 61, 33; 121, 33). In addition, Paul's numbers 81, 89, 90, 91, 92, and 102 are included.

In every case the poems are rearranged by Brinkmann in the order in which they best fit his ideas of chronology. The sequence of authors found in MF is not adhered to. The poems of each author appear in a new sequence, and quite often the stanzas of a single *Ton* are rearranged by Brinkmann. Where I have checked this it seems to me to have been done with good reason.

The texts of the poems show careful and independent decisions by Brinkmann as to readings and emendations; the differences between his text and that of Carl von Kraus (MF. 30. Aufl., 1950) are numerous and not unimportant.

The typography is attractive, but not without errors. Spot checks and samplings turned up the following: p. 98, 37, 14 *erwelton* for *erwelten*, p. 104, 13, 7 *wil* for *wol*; p. 195, 154, 35 *ez* for *es*. Walther's poem Nr. 34 is 53, 25 not 53, 35. Similarly the reference for Nr. 57 should read 60, 34.

In the introduction, which he calls *Geleit*, Brinkmann explains and justifies his procedure: (1) to include only the "genuine" poems of the several authors, (2) to provide each poem with a suitable title to replace the "arithmetical" designations by which they are generally listed (e.g. "Bei Wintersanbruch," in lieu of MF. 35, 16), and (3) to arrange the poems in a temporal sequence to show the evolution of this lyric poetry. Not only are the poets represented arranged in a sequence as to time, but also the poems of each author are arranged in the order in which they are assumed to have been produced. The necessary decisions have been made on the basis of extensive studies, some of which are yet to be published. Brinkmann is well aware of the difficulties and disadvantages of this undertaking.

The remainder of the introduction is a discussion (pages 11-95) of the nature of lyric poetry, the nature of *Minne*, of *Minnesang*, and of *Minnesänger*. Throughout the detailed study Brinkmann adduces the evidence for his statements from the poetry as we have it. The essay is interesting, it is penetrating, and it gives to think. My chief objection to it as a whole is the complete lack of external organization or articulation of parts to match the internal progression of topics discussed. As printed, the essay is completely *unübersichtlich*. Certainly it would be more effective if properly briefed and typographically broken down into "chapters" or paragraphs. To be sure, the organization of the essay is to some degree indi-

cated on page 438 (*Inhalt*), but it would have been better to impose this on the outward form of the printed pages 11-95. — Incidentally, the last pages of a book are a poor place to print a table of contents, even when no index is offered, French practice to the contrary notwithstanding.

The Notes are given over exclusively to text-critical observations, such as are at the foot of each page in the standard editions of *Minnesangs Frühling*. One can only approve this arrangement for a text meant to be read as poetry rather than to be referred to in research.

The list of First Lines is alphabetical as to first words rather than according to rime word. This has much in its favor, if we have progressed far enough critically to avoid serious variations in the first words of initial lines. About a score of spot checks revealed no difficulty here.

There is nothing even faintly resembling any kind of aid to a reader. The text is printed without marks of vowel length. There are no foot notes or other explanations of difficult passages, and there is no list of words used, or other lexical aid. One wonders just who is to use this edition. For the scholar who needs none of the aids indicated, the procedure of Kraus in his editions of Walther and *Minnesangs Frühling*, where he gives text-critical information on the page where it is needed, has many advantages. The fine page of Brinkmann's text has aesthetic values only and should best serve readers who are not concerned with critical problems. But one wonders how many Germans can read these texts without help. Something of a compromise between the explications of Wilmanns and those of Pfeiffer in their editions of Walther would have made Brinkmann's book more useful than it can be without some such aid to the general reader.

In any case this is a new book, with new ideas of relationships and sequences, with many textual changes that should receive study, and an introductory essay well worth reading.

*University of Wisconsin.*

—R.M. S. Heffner

#### **Wilhelm Meister und Faust und ihre Gestaltung im Zeichen der Gottesidee.**

*Von Robert Hering. Frankfurt/M: G. Schulte-Bulmke, 1952. 478 Seiten. DM 23.—.*

Wie schon der Titel dieses Buches andeutet, sucht der Verfasser, der fast vierzig Jahre hindurch tätige ehemalige Archivar am Frankfurter Goethemuseum, Goethes religiöse Entwicklung an Hand der beiden Werke darzutun, die den Dichter durchs Leben begleiteten.

Hering vertritt die These, daß beide Werke, *Meister* und *Faust*, inhaltlich sowohl in ihrer Entstehung als auch in ihrer Triebfeder, der Gottesidee, nebeneinander hergehen und sich gegenseitig befriuten; daß jedes Stocken im weiteren Gestalten beider Werke auf ein Versagen der bis dahin gewonnenen Stellung zu Gott und dem Göttlichen zurückzuführen sei; daß jedes Stadium der Weiterarbeit also notwendig warten mußte auf neue und andere Lösungen dieser Grundfrage im Leben des Dichters. Beide Gestalten, Faust, der grundzügige Pessimist, und Wilhelm, der Optimist — die aber *einen* Menschen vertreten — stellen also in ihrem Bildungsgang zugleich den erlebten Bildungsgang des Dichters dar. Dieser Bildungsgang der beiden Helden wird einzeln entwickelt im Zusammenhang mit der geistigen Gestalt des Dichters.

Daß der bei weitem größere Teil des Werkes (340 Seiten) sich mit *Wilhelm Meister* befaßt, ist daraus erklärlich, daß der Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand nahm, ehe die geplante eingehende Behandlung von *Faust II*, insbesondere der Bedeutung von Helena und Homunculus, zur Ausführung kam. Doch gerade der dem *Meister* gewidmete Teil ist zu begrüßen wegen der Beleuchtung der Thematik, die er bringt: z. B. die Bedeutung der „Bekenntnisse“ und wie sie eine Ordnung von einem höheren Gesichtspunkte aus in die Komposition des Romans gebracht

haben, sodann die Bedeutung Makariens für den inneren Zusammenhang der einzelnen Phasen des endgültigen Romans.

Zu beklagen ist die erwähnte „große Lücke,“ sowie auch der Umstand, daß der abschließende Vergleich von *Faust* und *Meister* und wie die beiden Werke einander abwechselnd gegenseitig von Stufe zu Stufe gefördert haben, aus hinterlassenen Entwürfen und Stichworten Herdings mußten zusammengestellt werden. Denn der hohe Wert dieser Arbeit — deren Grundthese einerseits an und für sich nicht neu ist, andererseits als zu einseitig ausschließend beanstandet werden dürfte — liegt darin, daß sie nicht eine blasse und leblose Thesenvertretung darstellt, sondern einen Blick tun läßt in die innerste Werkstatt des Dichters. Jede Seite läßt erkennen, was wirklich gründliche und eingehende philologische Kenntnis heißt, nicht nur der Werke Goethes, sondern des ganzen Lebenshintergrundes seiner Zeit und seiner Zeitgenossen. Das einsichtsvolle Verstehen, mit wissenschaftlicher Sorgfalt verbunden, läßt die Gestalt des Dichters und den Geist der Goethezeit lebendig werden, indem sich zugleich dem Fachmann neue Blickpunkte bieten.

Die *Wilhelm Meister* Betrachtung kann sich den neuerdings erschienenen Untersuchungen ergänzend an die Seite stellen, wie sie von Baumgart und Künzel in der Artemis Goetheausgabe, Bd. 7 u. 8, 1948 u. 1949 resp., sowie von Trunz in der Hamburger Ausgabe, Bd. 8, 1950, vorliegen. Denn die volle Gestalt ersteht auch in diesem Falle durch ein Betrachten von verschiedenen Richtungen aus.

*University of Wisconsin.*

—Walter Gausewitz



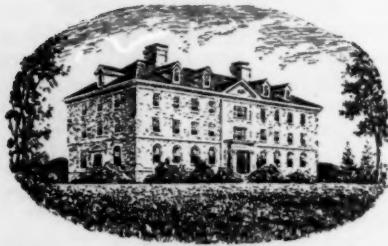
## TABLE OF CONTENTS

Volume XLV	March, 1953	Number 3
Hundert Jahre Tieckforschung / Marianne Thalmann .....	113	
An Oxford Student in Germany, 1678 / F. G. James .....	125	
Schiller und Karl Philipp Moritz / Rose-Marie P. Akselrad .....	131	
William Gilmore Simms' "Helen Halsey" as the Source for Friedrich Gerstäcker's "Germelshausen" / J. Wesley Thomas .....	141	
Willy Kramps Überwindung der Heimatkunst / Ernst Rose .....	145	
News and Notes .....	152	
Book Reviews .....	153	

---

MIDDLEBURY COLLEGE SUMMER  
**GERMAN SCHOOL**

DIRECTOR  
PROF. WERNER NEUSE



MIDDLEBURY, VERMONT

**June 26 . . . August 13**

CURRICULUM: *Literature courses include:* 19th Century Literature; Goethe's novels; Seminar on Gerhart Hauptmann's prose works; *Sturm und Drang*; Modern German Prose.

*Language courses:* Practical Phonetics; The German Language.

*Language Practice courses:* Composition and Conversation courses on various levels.

*Methods Course,* specially designed for teachers with little experience in language

teaching to acquaint them with modern methods and teaching aids: participants with little language experience will join a special introductory course.

SOCIAL LIFE OF THE SCHOOL: German play and German film. Singing of German folksongs; folk dancing; lectures by individual members of the staff; excursions every weekend into the foothills of the Green Mountains or to the beaches. Pledged *exclusive use* of German both in and out of classes.

For bulletins and further information write to:

**OFFICE OF THE LANGUAGE SCHOOLS**

MIDDLEBURY COLLEGE

MIDDLEBURY 26, VERMONT

---

**POETRY AND MUSIC  
for intermediate German classes**

FRIEDRICH BRUNS

*A Book of German Lyrics*

REVISED

GEORGE A. C. SCHERER

*Selected German Ballads*

MORGAN, GRIEBSCH & HOHLFELD

*Neues deutsches Liederbuch*

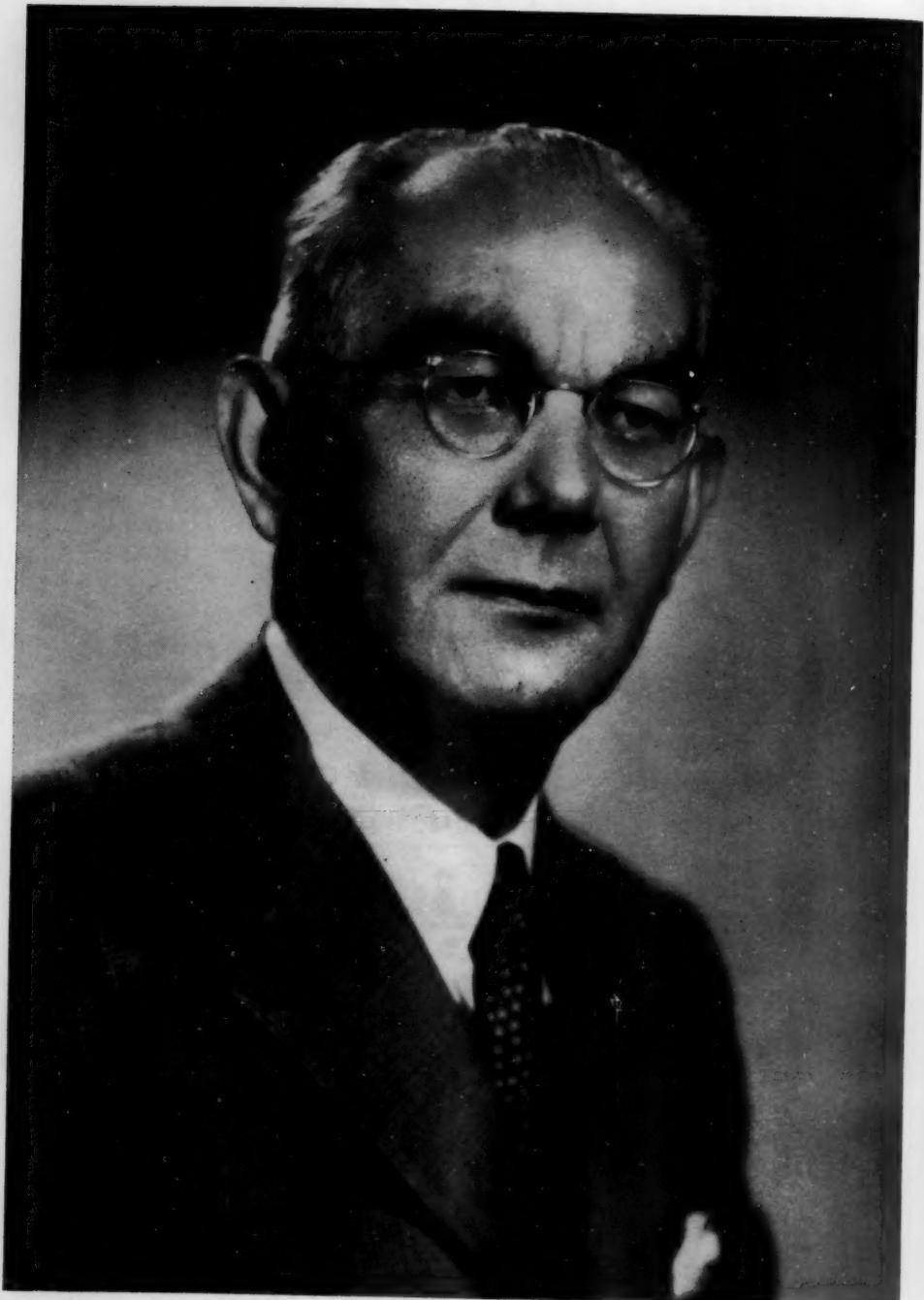
**D. C. HEATH AND COMPANY**

---

SALES OFFICES: NEW YORK      CHICAGO      SAN FRANCISCO  
ATLANTA      DALLAS      HOME OFFICE: BOSTON



L  
3  
e;  
s;  
se  
n  
e  
d  
r  
e  
h  
f  
-



R.O. Kuebler.

## Robert Oswald Röseler

"Well done!" — words of commendation all too often used carelessly, but not in your case, Röseler. These many years we have known and proved you as colleague and friend. No flaw was to be found in your sterling character, your unflagging industry, your tested ability.

After many years of highly successful teaching you took over, in 1934, the editorship of the *Monatshefte*, a journal covering the entire field of the teaching of German in this country — methods, literary and philological essays, book reviews, noteworthy announcements. For eighteen years you piloted this good ship *Monatshefte* courageously and successfully through calm and troubled seas. Now the time has come when you are ready to surrender the helm — it comes to all of us, Röseler — and we want you to know that we regard the *Monatshefte* as your greatest and most lasting achievement. And so to you we, your friends, dedicate this number of your journal as a slight token of our love and esteem with a sincere and hearty: "Well done!"

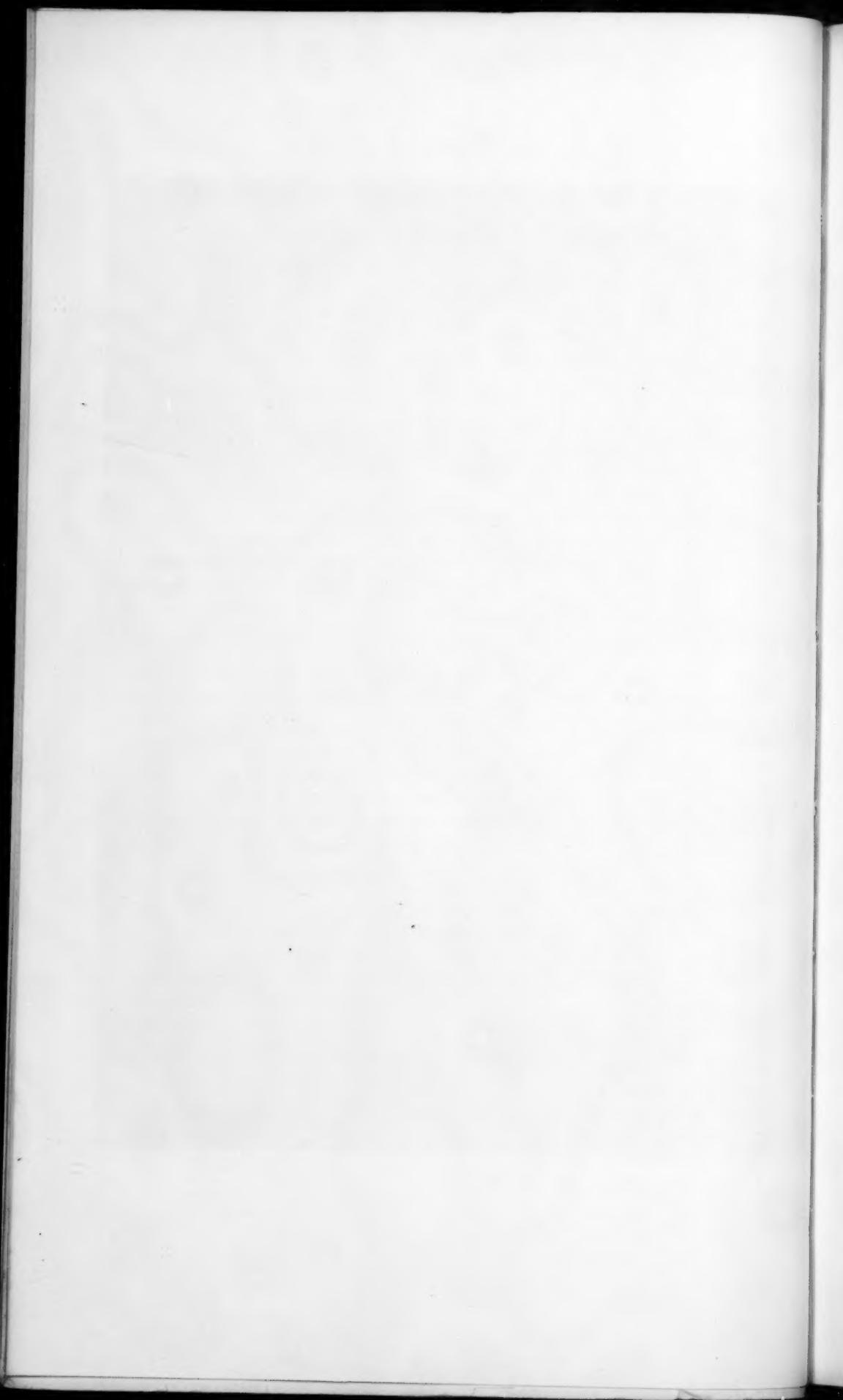
What a host of friends you have won — a glance at the tabulae gratulatoriae is ample evidence — not only among your colleagues but especially among the large group of younger members of our profession, whom you, through your kindly counsel and unfailing patience, have started on successful careers. Then too, the many friends gained by your interest in the German-American element of our country and by your cordial relations with the non-academic German circles who formerly played such an important part in our cultural life. One and all we owe you a deep debt of gratitude.

This is, however, by no means goodbye, Röseler, rather "auf baldiges Wiedersehen!" We shall continue to look for an occasional article and for the familiar initials, R. O. R., at the end of book reviews. If we might express a wish, it would be that now, when you have more leisure, you would give us, from your long experience, a book on the adequate training of teachers of German and the principles on which the German Course in school and college should be built.

*In the name of your friends,*

Columbus, Ohio  
February 1, 1953

— M. Blakemore Evans



# *Tabula Gratulatoria*

MIT DER SUBSKRIPTION AUF DIESE FESTSCHRIFT

VERBINDEN IHRE GLÜCKWÜNSCHE:

HELEN ADOLF  
UDO ALBRECHT  
JOSEPH ALEXIS  
GUSTAVE O. ARLT  
KÄRL J. ARNDT  
JOSEPH G. ASTMAN  
STUART ATKINS  
ISAAC BACON  
CHARLES W. BANGERT  
HERMANN BARNSTORFF  
HAROLD A. BASILIUS  
JOSEPH BAUER  
CURT BAUM  
CARL F. BAYERSCHMIDT  
F. J. BEHARRIELL  
K. ROALD BERGETHON  
H. BERGHOLZ  
DONALD S. BERRETT  
V. BEZDEK  
NORMAN H. BINGER  
JOHN C. BLANKENAGEL  
ALBERT M. K. BLUME  
BERNHARD BLUME  
J. A. VON BRADISH  
FRANK X. BRAUN  
ROBERT R. BREWSTER  
HUGO BROEKER  
ELEANORE SAUER BROKAW  
R. M. BROWNING  
FRIEDRICH BRUNS  
J. A. BURZLE  
G. C. CAST  
CORNING CHISHOLM  
F. E. COENEN  
HILDE D. COHN  
GEORGE E. CONDOYANNIS  
DANIEL F. COOGAN  
DIETER CUNZ  
PAUL W. DOEPFER  
T. C. DUNHAM  
FRANCES H. ELLIS  
M. B. EVANS  
ULAND E. FEHLAU  
ERNST FEISE

WOLFGANG FLEISCHHAUER  
JOHN G. FRANK  
JOHN R. FREY  
NORBERT FUERST  
H. W. FULLER  
ERICH FUNKE  
HELENA M. GAMER  
WALTER GAUSEWITZ  
REV. JAMES A. GEARY  
J. T. GEISSENDÖRFER  
L. E. GEMEINHARDT  
ROBERT C. GOODELL  
PAUL GOTTLWALD  
ANDRÉ VON GRONICKA  
WALDEMAR W. GROTH  
ERWIN G. GÜDDE  
K. M. GUNVALDSEN  
CARL HAMMER, JR.  
R.-M. S. HEFFNER  
D. V. HEGEMAN  
HEINRICH HENEL  
FREDERICK HIEBEL  
ERICH P. HOFACKER  
LEE M. HOLLANDER  
ALAN HOLSKA  
ALBERT W. HOLZMANN  
RAYMOND IMMERWAHR  
ROBERT T. ITTNER  
HANS JAEGER  
MYRA R. JESSEN  
ERNST JOCKERS  
GEORGE FENWICK JONES  
MARTIN JOOS  
GILBERT J. JORDAN  
H. KAHN  
WILLIAM F. KAMMAN  
F. W. KAUFMANN  
ROLF E. P. KING  
MR. AND MRS. HANS KIRCHBERGER  
KARL F. KOENIG  
FREDERIC J. KRAMER  
GEORGE W. KREYE  
JOHN T. KRUMPELMANN  
WINFRED P. LEHMANN

FREDERICK LEHNER  
VICTOR J. LEMKE  
W. F. LEOPOLD  
WOLFGANG LIEPE  
SOL LIPTZIN  
LITERARY SOCIETY OF CHICAGO  
ERNST L. LOEWENBERG  
GERHARD LOOSE  
MR. AND MRS. HERBERT A. LOSSE  
HANS ALBERT MAIER  
VIOLA MANDERFELD  
PERCY MATENKO  
WILLIAM H. MCCLAIN  
MR. AND MRS. JOHN F. McMAHON  
H. J. MEESSEN  
GERARD M. MERTENS  
ERIKA M. MEYER  
HEINRICH MEYER  
FRITZ MEZGER  
P. M. MITCHELL  
M. C. MORRIS  
SIEGFRIED H. MULLER  
ELSA NAGEL  
WALTER NAUMANN  
WERNER NEUSE  
FRANCIS J. NOCK  
FRED O. NOLTE  
HENRY W. NORDMEYER  
REINHOLD NORDSIECK  
MRS. RICHARD PFAFFLE  
ALAN PFEFFER  
WILLIAM K. PFEILER  
HARRY W. PFUND  
ERNST A. PHILIPPSON  
HEINZ POLITZER  
H. K. POLT  
CHARLES M. PURIN  
HERMAN RAMRAS  
HELMUT REHDER  
JOSEPH R. REICHARD  
HERBERT W. REICHERT  
W. H. REY  
MR. AND MRS. S. M. RIEGEL  
MYRTLE ROGNEBAKKE  
WINTHROP H. ROOT  
ERNST ROSE  
RALPH ROSENBERG  
ELIZABETH ROSSBERG

PAUL SCHACH  
GEORGE A. C. SCHERER  
MARIELE SCHIRMER  
ARNO SCHIROKAUER  
FREDERICK VON SCHLEINTZ  
EDITH SCHNEIDER  
HEINRICH SCHNEIDER  
CARL F. SCHREIBER  
ADOLF E. SCHROEDER  
ARTHUR R. SCHULTZ  
D. W. SCHUMANN  
EDWARD SEHRT  
OSKAR SEIDLIN  
L. W. J. SEIFERT  
ALFRED SENN  
LEO SPITZER  
TAYLOR STARCK  
HENRI STEGEMEIER  
HERBERT STEINER  
HARRY STEINHAUER  
ERICH W. STEINIGER  
F. W. STROTHMANN  
RUDOLF A. SYRING  
MARIANNE THALMANN  
R. W. TINSLEY  
STANLEY TOWNSEND  
GORDON L. TRACY  
HARRY TUCKER, JR.  
CURTIS C. D. VAIL  
FRIEDA A. VOIGT  
GEORGE WACK  
FRED B. WAHR  
HERMANN J. WEIGAND  
PAUL WEIGAND  
ADOLPH D. WEINBERGER  
JOHN J. WEISERT  
PAUL K. WHITAKER  
GERHARD WIENS  
W. A. WILLIBRAND  
HANS M. WOLFF  
WAYNE WONDERLEY  
E. O. WOOLEY  
MR. AND MRS. J. D. WORKMAN  
JAMES DIXON WRIGHT  
MARIANNE ZERNER  
EDWIN H. ZEYDEL  
HARRY ZOHN  
A. E. ZUCKER